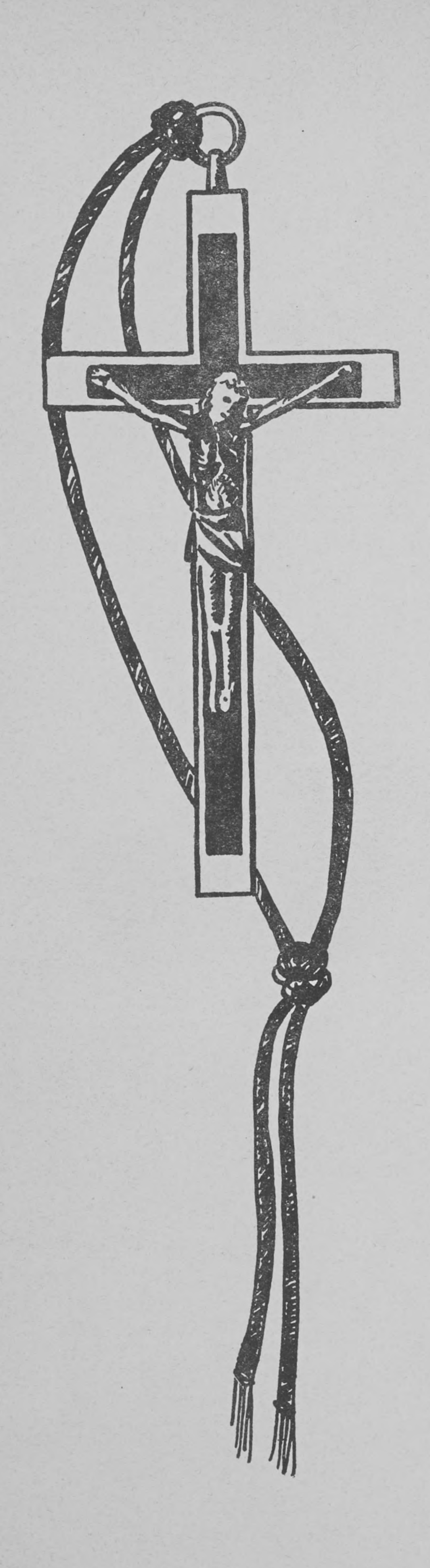
April 1950



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Heute, in den Tagen größter Unsicherheit, sprechen wir von der katholischen Weltmission. Warum auch nicht? Nichts ist so sicher wie Gott, und kein Plan ist so klug wie jener, der im Dienste Gottes gemacht worden ist. Wir haben wirklich keine Zeit fürs Klagen. Wir müssen beten, arbeiten und opfern für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Oder meinen wir, Satan und das Böse seien bereits zu stark in der Welt? Daß wir nichts mehr gegen sie unternehmen könnten? Noch lebt ein Gott. Und Er wartet auf seine Getreuen.

Der letzte Wille des Heilandes war: „Gehet hinaus in alle Welt und predigt allen Völkern und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes." Kurz nach diesen Worten stieg Er zum Himmel empor.

Sein Testament zu erfüllen, bekennen wir uns zum Christentum. Christus hat uns zu Seinen Helfern, zu Miterlösern der Menschheit gemacht. Er war fast allein, als Er sterbend am Kreuze hing. Und doch bekehrten sich ganze Völker und Jahrhunderte.

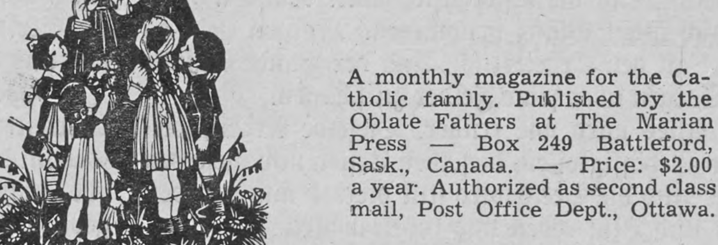
Wir sind noch lange nicht allein. Wir sind immer noch Millionengruppe von Katholiken, und mit uns ist Gott, und mit uns ist die Himmlische Frau Maria. Sollten wir wirklich den Kampf aufgeben?

Der Marianische Missionsverein wird weiter wirken. Genau so wie die katholische Kirche nie ihre Missionspflicht aufgeben wird. Einzelne Katholiken sagen zwar, es lohne sich nicht. Millionen anderer Katholiken denken anders. Denn sie wissen: Es geht in der Religion nicht nur um meine eigene Seele. Es handelt sich dort um Gottes Ehre, um Wahrheit, um Gerechtigkeit und um den Frieden der Menschen auf Erden.

Missionsdienst ist heiliger Dienst. Missionsopfer sind heilige Opfer. Opfer, die Gott nie vergessen wird. Sünden kann Gott vergessen, wenn sie bereut sind. Das Gute vergißt Er aber nicht. Er will es nicht vergessen, denn der Güte und der Liebe wegen ist Er am Kreuz gestorben.

Beten und opfern wir in der Meinung unseres Missionsvereins. Und werben wir neue Mitglieder. Was für Gott getan ist, wird nie bedauert werden. Es bleibt für alle Ewigkeit.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang 15. April 1950, North Battleford, Sask. No. 7

Dies und Das

Ostern. Dem Kalender nach beginnt der Frühling am 21. März. Dem Menschenherzen nach ist aber erst am Morgen des Ostersonntages Frühling. Wenn die Glocken zur Kirche rufen und alle Vöglein froh zum Himmel hinaufsingen: Der Karfreitag ist vorbei! Heute ist Ostern! Der Heiland ist erstanden, Alleluja! Wenn draußen neue Sonne neues Leben weckt, wenn der Mensch das letzte Amen zum Kreuzweg der Fastenzeit gesagt hat und sich auf das Alleluja freut, das er bald in der Kirche hören oder gar mitsingen wird, dann ist es wirklich Frühling.

Froh grüßt der Vater am Ostermorgen Weib und Kinder. Freundlich nickt der Nachbar seinem Nachbarn zu, den er auf dem Kirchenwege trifft. Heute ist Ostern. Zwar sind sie noch alle da, die alten Sorgen und Plagen und Nöte und Kreuze. Heute sehen sie jedoch ganz anders aus als sie noch vor ein paar Tagen waren. Heute ist es, als wenn der liebe Gott alles Schlimme und Sorgenvolle mit gütiger Hand zum Schweigen brächte, so daß nur noch die Seele spricht.

Wie schön diese Seele sprechen kann. All' die unzählbaren Gedanken des Alltages, dieses Wühlen der Sorgen, der Sünde, der Verlangen und der irdischen Pläne in uns gehören ja doch nicht zur Sprache der Seele. Sie kommen aus dem Stolz des Geistes und sie kommen aus dem Verlangen der Augen und des Blutes. Darum sind sie meistens so häßlich und so wurmend. Sie geben uns keinen Frieden, diese Gedanken. Sie machen uns unruhig, unzufrieden und sündig.

Wie schön doch die Seele sprechen kann, wenn wir sie einmal reden lassen. Am Weihnachtstage und am Ostermorgen ist der Seele Stunde da. Da redet sie und erfüllt unsere Herzen mit einer Freude, die man kaum in Worte ausdrücken kann.

Wir können diese Freude nicht beschreiben, weil sie eigentlich nicht von uns kommt. Wir selbst sind ja noch lange nicht so gut, daß wir unsere Seele zum Reden bringen könnten. Wenn der liebe Gott nicht so gut wäre und die Weih-Nacht und den Ostermorgen nicht so weihnachtlich und so österlich machte, würden wir selbst an diesen hohen Festen nichts empfinden. Nichts als nur die alten Plagen.

Wer in der Sonne steht, ist umlichtet. Und alles Licht kommt von der Sonne. Wer am Weihnachtstage lebt und am Ostermorgen, wird durchweihnachtet und durchostert. Und alle Festtagsfreude kommt von Gott. So stark ist diese Freude, daß sich selbst der ungläubige Mensch und der alte Sünder vor ihr nicht verbergen kann. Vielleicht spottet er und höhnt, wo immer er aber hinschaut, ist es Weihnacht und ist es Ostern. Und er zieht sein

Sonntagskleid an, denn seine Seele läßt ihm keine Ruhe.

Wie wohl wäre es uns doch, wenn wir alle Tage voller Osterfreude wären. Aber morgen ist alles wieder vorbei. Morgen muß wieder aufgeräumt werden, denn die Ostergäste haben dem Hause so ziemlich allen Glanz genommen. Morgen geht es zurück an den Arbeitstisch. Und der Bauer beginnt mit Sorgen über seine Felder zu schauen.

Alles wird wie früher. Dieselbe Arbeit, dieselben Gehässigkeiten, dieselben Lasten und dieselben Lüste. Und die Seele wird still bleiben müssen, weil Geist und Blut reden und toben wollen.

Muß es so sein?

Mit den Pflichten und mit der Arbeit muß es so bleiben. Unser Kreuzweg ist ja noch nicht zuende. Das Osteralleluja hat vom verherrlichten Heiland gesprochen. Wir aber sind noch nicht gestorben. Wir sind immer noch auf derselben Erde und in demselben Leben, die der Heiland einst durchwandelt, mit dem Kreuz auf den Schultern und mit großem Sühnen für die Menschheit Schuld im Herzen.

Diesem Heiland sollen wir nachwandeln, weil wir doch Christen sind, Nachfolger Christi. Der Heiland hat Plagen gehabt, wir haben sie auch. Der Heiland hat viel Gottesliebe gehabt und viel Willen, für die Sünden der Welt zu büßen, und das haben wir nicht. Darum sind uns unsere Plagen so lästig. Sie haben keinen Sinn für uns. Des Heilands Kreuz hat Sinn gehabt. Unzählbaren, Millionen von Menschen konnte Er Gutes dadurch tun, und Gott im Himmel verherrlichen, wie Gott noch nie auf Erden verherrlicht wurde.

Unsere Plagen tun uns nichts Gutes, tun oft dem Nächsten sehr viel Leid an, und verherrlichen in vielen Fällen die List und die Schlechtigkeit Satans — nicht aber Gott. Sie verunehren Gott.

Warum solche Plagen tragen? Von denen wir doch nichts anderes haben als nur die Gefahr, unsere Seele einmal ganz zu verlieren, um sie nie mehr zurückzugewinnen? Warum sollen wir aus unserem Leben einen Karfreitag des bösen Schächers machen? Wenn das Kreuz nun schon einmal da ist — und keiner kann an ihm vorbei — warum dann nicht wenigstens wie der gute Schächer werden? Wie jener, der auf den Heiland zu schauen begann und betete: „Herr, gedenke meiner!"?

Es gibt viel Dinge, die im Leben wichtig sind. Das wissen wir alle. Man darf die Schwierigkeiten dieser Erde, den Kampf ums Brot, die Sorge um Gerechtigkeit und um Sicherstellung seines Hab und Gutes nicht leicht nehmen. Das Leben läßt nicht mit sich spielen.

Gott läßt aber auch nicht mit sich spielen. Die wichtigsten Dinge müssen sehr ernst genommen werden. Was jedoch am allerwichtigsten ist, muß auch am allerwichtigsten genommen werden. Und das ist die Seele. Und die richtige Einstellung zu den Lasten und Sorgen des Alltages.

Von Gott und von der Seele aus soll alles beurteilt und geplant werden. Alles, womit unsere Gedanken sich beschäftigen, das nicht von Gott ist oder nicht in die Gesetze Gottes hineinpaßt, ist falsch gedacht und schlecht geplant. Es kann uns nicht zum Guten werden, da können wir machen was wir wollen. Nur Gott und seine Gedanken können uns Gutes bringen.

Darum sollte der Mensch mit seinen Gedanken anfangen, wenn er wirklich gottgefällig werden, und seine Seele richtig pflegen möchte. Der Heiland starb unter Qualen. Nach seinem Tode erst stand Er auf zum ewigen Leben. So muß es auch mit unserem Denken werden. Sterben muß, was nicht von Gott ist, damit die besseren, die schöneren, die fruchtreicheren Gedanken leben können.

Fast jede Sünde, fast jede Schlechtigkeit ist in den Gedanken geplant. Und auch die Gottesliebe kommt aus den Gedanken. Sie kommt aus dem Denken der Seele, die durch Gottesgnade zum Sprechen gebracht worden ist.

Die Freude des Ostermorgens zeigt uns, wie schön es in uns sein könnte alle Tage unseres Lebens, wenn wir unsere Seele immer reden und weinen und singen ließen. Wollte uns diese heilige Osterzeit die Gnade geben, stark zu bleiben im Beherschen unserer Gedanken, und auch im Reden und Denken nach der Sprache der großen, der schönen, der ewig siegenden und beseligenden Osterfreude unseres Herrn Jesus Christus.

Der Ostersprache Name aber ist: Die Liebe!

Vom Weltlichen und Unweltlichen. Das Religiöse wird von vielen Menschen „unweltlich" genannt. Sie meinen damit, es sei nicht interessant und auch nicht allzu nützlich. Während der Tage des Alterns könne man sich wohl schon damit abgeben. Nicht aber jetzt, wo viel „wichtigere" Dinge zu tun sind. Wie viele Briefe kommen da zu den Schriftleitern katholischer Blätter, auch zum Marienboten, die mehr „Weltliches" fordern und weniger „Religiöses".

Wir Menschen werden halt immer unhimmli-

scher. Jetzt sind wir schon so weit, daß Gott in diese Welt garnicht mehr hineinzählt. Er hat seine eigene Welt des Himmels. Dort, und mit unseren Seelen, soll Er wirtschaften. Aber erst nach unserem Tode. Wir haben inzwischen in dieser Welt herumzuplanen und zu schaffen, damit man sich einmal etwas Anständiges aufbauen kann. Wir haben für den Leib zu sorgen, und diese Sorge ladet uns grimme politische und wirtschaftliche Probleme auf. In dieser Sorge sollte uns doch jeder helfen. Auch die katholische Zeitung.

Es gibt sehr viele katholische Blätter, die sich mit den Erdenfragen befassen. Die den Menschen die Gerechtigkeit und die Menschenfreundlichkeit Gottes zu bringen suchen.

So wichtig und notwendig auch die irdischen Dingen sind, nie darf der Mensch darüber jene Dienste vergessen, die er seinem Gotte und seiner Seele schuldet. Heute beginnen selbst die allergrößten Weltenpläne fehlzuschlagen. Was können wir noch mehr tun? Es wollen einfach keine weisen Männer geboren werden, die uns einmal so richtig sagen könnten, was zu tun sei, um aus dieser politischen und wirtschaftlichen Verwirrung der gegenwärtigen Welt herauszukommen. Wir sind ein wenig zu tief in den Dreck geraten. Man weiß nicht einmal ganz genau mehr, ob man nächsten Monat noch am Leben sein werde. Es wird ja so viel von neuen Bomben und von neuer Kriegsgefahr gesprochen und geschrieben.

Was nun? Was wir weltlich nennen, ist wahrhaftig unweltlich geworden. Was wir aber unweltlich nennen, bleibt uns einzige Hoffnung. Ja, wir müssen zurück zu Gott.

Wie aber, wenn wir diese Wahrheit einmal anders ausdrücken würden? Wenn wir sagten: Du und ich und wir alle müssen zurück zu unserem Gewissen, müssen zurück zu einer Frömmigkeit, die Gott wirklich und wahrhaftig anbetet und vor Ihm der Menschheit Sünden anbüßt? Würde die Sache dann nicht doch ein anderes Antlitz bekommen? Und auch andere Hoffnung geben?

Sodom und Gomorra wurden von Gott vollständig zerstört. Alle Menschen sanken sterbend nieder unter dem Sturm von Schwefel und brennendem Feuer, den Gott über die sündhafte Stadt sandte. Nur die Gerechten wurden verschont.

Es gibt weise Politiker auf Erden. Wir wünschen, daß es noch weisere gäbe. Wie wäre es aber, wenn die Erde Weise der Gerechtigkeit und der Gottesliebe hätte? Politik hat viel Verderben gebracht. Und sie wird weiteres Verderben bringen. Und Gott ließ zu, daß Sünder fielen und Gerechte. Er sagte aber auch, daß Er um der Gerechten willen viele verschonen werde. Meinen wir wirklich, daß es nicht so wichtig sei, gerecht im Sinne Gottes zu werden? Zeitungen zu haben, die von dieser Gerechtigkeit reden? Und Schriften lesen, die diese Gerechtigkeit lehren?

Hätten wir nur tausende mehr solcher Schriften. Könnten wir nur mit lauten Posaunen das Wort Gottes in alle Welt hinaus blasen, in jedes Haus und in jedes Ohr hinein, so daß keiner vor diesem Schall Verbergen fände, so daß jeder hören müßte, was Gott zu sagen hat. Dann würde so manch einer wohl doch zur Vernunft kommen, einsehend, daß Religion und Frömmigkeit doch nicht so unweltlich" sind wie sie es meinten.

Unweltlich ist, was wir weltlich nennen. Welt ist nur dort, wo auch Er ist, der das All erschaffen und der da All erhält, um es einstens zu richten.

Der Schriftleiter.

Ostergruss

Von Julius Lohmeyer.

Heil'ger Osterglockenklang
In besonnten Lüften;
Heller Lerchen-Jubelsang
über grünen Triften.

Blütenglanz und Leben bricht
Aus des Winters Banden;
Neuem Hoffen, neuem Licht
Ist die Welt erstanden.

Gottesodem allerwärts
Mahnt mit sanftem Wehen:
Du auch, zages Menschenherz,
Sollst zum Licht erstehen!

Des Leides „kleine Weile"

Botschaft zum Tag des Herrn

1. Leidlitanei. — Wenn jeder von uns einen Fragebogen ausfüllen müßte mit dem Titel „Meine durchlebten Leiden", was für eine schmerzlich-bittere Litanei würde da zusammengeschrieben! — Da würden junge Menschen berichten von: Mühseligkeiten des Lernens, Zwang der Schule, Unsicherheit der Zukunft, Verkennung ihrer Talente, Verlockung, Verführung und Sünde. — Väter und Mütter würden etwa klagen über: Last der Familie, allzu enge und allzu teure Wohnung, Unfälle, Krankheiten, Kummernächte, Berufssorgen der Kinder, Straßenspott über Kinderreichtum, herzlose Hausmeister, übelwollende Nachbarn. — Geschäftsleute und Arbeiter würden jammern über: rastlose Hetze, unerbittliche Konkurrenz, sinnlose Überstunden, Vertrustung und Monopolisierung der Macht, endlose Schraube von Preis und Lohn, Tyrannei der Wirtschaft, Gewissenlosigkeit des Marktes. — Alte Leute, die schon einen sichern Tiefblick und reifen Weitblick sich angelitten haben, wüßten berichten von: Verleumdung, Verachtung, Untreue, Friedensbruch, von Kriegen, Seuchen, Hagelschlägen, Dürrezeiten, Mißernten, Heimsuchungen des Himmels. — Die Überlebenden der Kriegsländer würden vor Kraftlosigkeit kaum lesbar schreiben von: Hunger, Obdachlosigkeit, Heimatlosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Tyrannei der Gewalt, Herzlosigkeit der Mitwelt.

Eine namenlos traurige Litanei. Sie könnte seitenweise fortgesetzt werden. Und doch ist ein Leid noch nicht aufgezählt, vielleicht das leidvollste aller Leiden, das Resultat aller andern: die Gottverlassenheit! Von uns aus gesehen: geistliche Trostlosigkeit oder seelische Dürre. Ja, solange Gott um uns, über uns oder in uns ist, kann man alles andere Leid ertragen: Gott stärkt. Wenn aber Gott sich entfernt, wenn der Mensch mit sich allein „im Leid" ist, dann fängt das wirkliche Leid an.

2. Nimmersehen. — Von diesem Leid der Gottferne spricht das Evangelium, die Abschiedsrede des Herrn nach dem Abendmahl: „Noch eine kleine Weile und ihr werdet mich nicht mehr sehen" (Joh. 16, 16). — Christus macht die Apostel darauf aufmerksam, daß dieses Nimmersehen über sie kommen wird. Und über alle Menschen, über Christen und Heilige wie über die Gedankenlosen und Geistesarmen.

Warum entzieht sich Gott den Menschen, die seinen Trost so notwendig brauchten? In der Beantwortung dieser Frage liegt vielleicht die Antwort auf alle Leidfragen des Lebens überhaupt. Überlegen wir:

1. Gott will den Gerechten vor Täuschungen bewahren: Der eine meint, wenn er im Taufregister stehe, am Morgen „Gott zu Ehren" sage, am Sonntag die Messe besuche, dann sollten ihm alle Unternehmungen anstandlos glücklich verlaufen. Ein anderer hat von seiner Eigenkraft eine allzu hohe Meinung und glaubt, auf Himmelskraft verzichten zu können. Ein dritter überschätzt seine eigene Tugend und Festigkeit, und wagt sich auf Wege, neben denen der Abgrund gähnt. — Es ist daher väterliches Erbarmen Gottes, wenn er sich „eine kleine Weile nicht mehr sehen" läßt: Die Seele bekommt Angst, Unsicherheit . . und das heilsame Heimweh nach Gott. — 2. Gott will die Menschen prüfen. Im Paradiese Psalmen singen ist leicht; am Hungertisch und im Krankenbett sagen „Herr, nicht mein Wille, sondern der Deine", das ist christliches Heldentum. Nicht in Glück und Wohlergehen, sondern in Not und Leid bewähren sich Treue, Geduld, Mut und Gottergebenheit. — 3. Gott will uns an sich ziehen. Je feindseliger die Welt uns mißhandelt, um so heftiger fühlen wir uns hingedrängt zu Gott; je ohnmächtiger unsere Eigenkraft ist, um so kindlicher bergen wir uns in den Schoß des Vaters; je weniger Anerkennung wir von Menschen erhalten, um so mehr suchen wir sie im Dienste des Herrn. — Wenn nur aber Gottes Vorsehung selbst Apostel, Heilige und Gerechte in so harte Schule nimmt, wie-

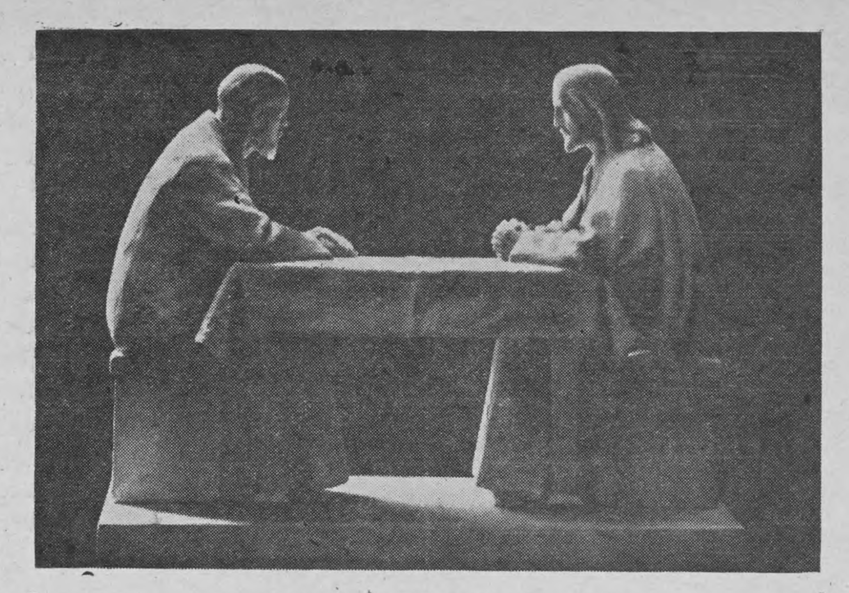
viel mehr dann uns Sünder, die wir Leid verdient haben!

3. **Wiedersehen.** — Eigentlich gibt es zwei hauptsächliche Leidgruppen für uns Erdenpilger: die erste heißt Getrenntsein von denen, die man liebt; die zweite heißt Zusammenleben mit denen, die man nicht liebt. Aus der ersten Gruppe entsteht alles Sehnen, Plangen, Warten, das Heimweh und die Treue. Aus der zweiten Gruppe entwächst Neid, Haß, Eifersucht, Überdruß und die ganze Leidkette vom häuslichen Zwist bis zum Weltkrieg.

Und doch, alles dieses — „Liebes und Leides" auf Erden — dauert nur kleine Weile. „Ich gehe heim zum Vater", sagt Christus; und dort im ewigen Daheim wird sich alle wahre Liebe wiedersehen und unzertrennlich wiederfinden. „Und wiederum eine kleine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen." Wer diesen Glauben in sich hat, dem wird alles irdische Leid verklärt. Wer diesen Glauben aber nicht finden kann, der muß am vielgestaltigen Leid seines Erdenganges zerbrechen.

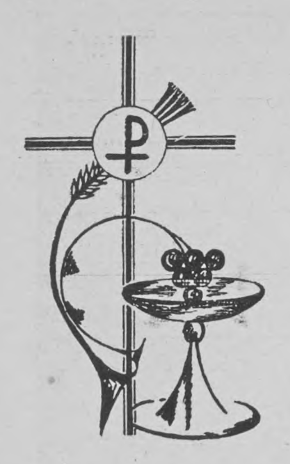
Das Volk hat Liebe und Leid schwesterlich zusammengepaart. Darin liegt Lebensweisheit und Erfahrung. „Wer lieben will, muß leiden können." Das gilt von der Liebe von Herz zu Herz; mehr noch gilt es von der Liebe zwischen Erde und Himmel, zwischen Fremde und Heimat, zwischen Mensch und Gott. Nimmersehen wird Wiedersehen, Langezeit wird Ewigkeit: da ist die österliche Frühlingsbotschaft der menschgewordenen Liebe.

Pilgrim.



Dein Nächster

Dein Nächster, das ist nicht der Vater allein,
Der Bruder gut und lieb Mütterlein.
Dein Nächster ist nicht nur der Blutsverwandte,
Nicht dieser Freund nur und jener Bekannte.
Deni Nächster, der lebt dir in aller Welt,
Allüberall unterm Himmelszelt.
Dein Nächster ist jeder, ob arm oder reich,
In deines Kreises kleinem Bereich.
Dein Nächster, das ist dein Brotherr so gut
Wie jeder, der mit dir ihm Dienste tut.
Der Blinde auch, der die Drehorgel dreht,
Die alte Frau, die am Waschfaß steht;
Dein Widersacher, der dich verklagt,
Der Bettler, der um ein Almosen fragt.
Dein Nächster, ist auch der reiche Prasser;
Der Glaubensspötter und Kirchenhasser,
Der längst an keinen Herrgott mehr glaubt;
Und der, dem das Schicksal die Heimat geraubt,
Der nichts mehr als seinen Wanderstab hat;
Auch der im Spital liegt, fiebernd und matt.
Der mit der alten geflickten Hose
Ist auch **dein Nächster,** der Arbeitslose;
Der Irre, den ärztliche Kunst nicht mehr heilt;
Und der selbst, der hinter Gittern weilt.
Verleugne in eitlem Stolze ihn nimmer,
Er ist, trotz allem, **dein Nächster** noch immer.
Und kannst du, so nimm dich seiner an,
Wie einst der barmherzige Samaritan.
Bedenke: **Dein Nächster ist jedermann,**
Ist jeder, dem Atem von Gott und Leben,
Ist jeder, dem Menschenantlitz gegeben.



Wir geben

vom Schriftleiter

Was hier geschrieben steht, sollte man nicht nur lesen, man sollte es gut lernen. Man muß es wissen, für sich selbst und für viele andere, die man belehren könnte.

Zur Zeit der alten Christen waren die Leute etwas anders als wir es sind. Die frommen Christen sagten nie: Wir gehen zur Messe um zu beten, sie sagten: Wir gehen opfern.

Damals, zur Zeit der großen Christenverfolgungen, konnte keine regelmäßige Sonntagsmesse gefeiert wedren. Man nahm am heiligen Meßopfer teil, wie sich einem gerade die Gelegenheit dazu bot. Das Beten verrichtete man zu Hause. Die Christen hatten ja noch keine Kirchen. Sie kamen irgendwo in den Kellerlöchern oder in verborgenen Häusern zusammen.

Um zu beten, brauchte niemand erst zur heilige Messe zu gehen. Die ersten Christen verstanden jedoch: Das Beten allein ist nicht genug. Gott hat uns befohlen, auch zu opfern. Die Heiden und die Juden opfern Brandopfer, Tiere und Früchte, die sie als Sühne für ihre Sünden, als Dank für alle Gaben, als Zeichen ihrer vielen Bitten und als Ausdruck ihrer Gottesanbetung verbrennen. Wir opfern dem Herrn den heiligen Leib und das heilige Blut unseres Herrn Jesus Christus, und mit Jesus auch unsere Plagen und Opfer und Schmerzen.

So hielten es die alten Christen. Wir machen es anders. Wir gehen zur Sonntagsmesse um zu beten, nicht um zu opfern. Der Priester opfert wohl. Was er eigentlich opfert, verstehen wir nicht so recht. Der Priester muß es wissen. Dazu hat er studiert. So soll er opfern, wir werden in der Zwischenzeit recht fromm beten.

Um unsere Sonntagsmesse und die vielen Wochentagsmessen, denen wir in unserem Leben so oft beiwohnen, etwas zu verstehen, sollen hier ein paar Gedanken gegeben werden, die uns helfen könnten, der heiligen Messe wirklich gut beizuwohnen.

Erst einmal müssen wir wissen, daß das Opfern bei Heiden, Juden und Christen uralter Brauch ist. Die Heiden und die Juden opferten Brandopfer. Sie schlachteten ihre Tiere, verbrannten gewisse Teile des Fleisches Gott zu Ehren vollständig, andere Teile hielten sie zurück. Nach dem Opfer nahmen sie das aufbewahrte und durch das Opfer gesegnete Fleisch und aßen es, als wenn es vom Tische Gottes käme. Sie aßen es als Zeichen, daß sie zur Familie Gottes gehören wollen.

Unser christlich-katholisches Opfer ist nicht ein Verbrennen und Essen von Tieren. Es ist geheimnisvolles Töten des Gottessohnes, dem nachher das Essen des Leibes und das Trinken des Blutes des Geopferten folgt.

Um das ganze Opfer herum sehen wir viele feierliche Zeremonien, die uns das Leben, das Leiden, und das frohe Auferstehen des Heilandes darstellen. Zwischen hineingeflochten sind andere Gebete und Zeremonien, die Gott zeigen sollen, daß nicht nur Jesus Christus sich für die Sünde und für Gottes Ehre geopfert hat, daß aber auch wir bereit sind, dasselbe zu tun.

Die heilige Messe beginnt mit dem Stufengebet.

Während der Priester dieses Gebet spricht, sollen wir mit ihm unsere Sünden im Geiste dem Herrn bekennen. So wie das Confiteor es sagt. Wir sollen in folgender Meinung zu Gott beten: „O Herr, so heilig ist die Messe, daß ich nicht würdig bin, ihr beizuwohnen. Wasche mich rein von allen meinen Sünden, die ich jetzt noch einmal bereue.

Darauf steigt der Priester zum Altar empor. Er begibt sich an die rechte Seite des Altars und betet die Eingangsgebete zur heiligen Messe.

Hier bete: Lieber Gott, laß mich jetzt allen meinen Gedanken das Weltliche verlassen, und laß mich eingehen in die heilige Zeit, die jetzt beginnt.

Darauf betet der Priester das Kyrie eleison, Herr, erbarme Dich unser. Noch einmal sollen wir den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist aus ganzem Herzen bitten, uns bei der heiligen Messe recht gesammelt und from zu halten. Wir können das nicht immer. Gott aber kann alles. Und

Er hat gesagt: Klopfet, und es wird euch geöffnet werden. Bittet, und es wird euch gegeben werden.

Jetzt singt der Priester das Gloria, den heiligen Sang der Engel an der Weihnachtskrippe. Denke an die Geburt deines Erlösers Jesus Christus.

Dem Gloria folgt das erste Dominus vobiscum, der Herr sei mit euch. Mit diesem Ruf begann die heilige Messe bei den ersten Christen. Die Menschen versammelten sich. Sie hatten keinen Kirchenraum. Sie waren irgendwo in einem Kellerloch oder gar in einem Gefängnisse zusammen. Der Priester kleidete sich an. So bald er fertig war, bereit das heilige Opfer zu beginnen, sang einer der Geweihten: Der Herr sei mit euch! Dieser Ruf war so wie heute unsere Kirchenglocke ist. Sie läutet, wenn die Messe beginnen soll.

Wenn wir das erste Dominus vobiscum hören, sollen wir uns fragen: Der Priester ist bereit. Bin ich bereit? Und auch würdig?

Bei den ersten Christen folgte gleich nach dem ersten Dominus vobiscum der sogenannte Friedenskuß, den wir jetzt noch beim Levitenamt, kurz nach dem Agnus Dei, sehen. Während dieses Friedenskusses sagte man — und sprechen die Priester noch heute —: „Der Friede sei mit dir". Der Diakon verkündete mit lauter Stimme: „Jeder, der im Streit mit seinem Bruder ist, soll diesen Raum verlassen, bis er sich mit seinem Bruder wieder vertragen hat, damit euer Opfer nicht entwürdigt werde." Dieses tat man in Befolgung des Heilandswortes, das da sagt: „Wenn du zum Altar kommst und dich dort erinnerst, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, laß deine Opfergabe vor dem Altar, gehe hin und mache Frieden, und dann komme und opfere deine Gabe."

Dem Heiland war es sehr ernst mit diesem Worte. Wir aber wissen, was Gott sehen muß, wenn Er die Herzen der Menschen schaut, die an der heiligen Messe teilnehmen. Wieviel Haß, wieviel Jähzorn, Wut, Streit und Unverträglichkeit sich dort verbergen.

Heute kommen die Menschen zur heiligen Messe, ohne sich den Friedenskuß zu geben. Sie betrachten es nicht für notwendig, einander zu verzeihen. Gott soll Verzeihen schenken und soll alle Sünden vergessen. Der Christ aber nicht. Er will weiter „rechthaben!"

Prüfe dein Herz beim ersten „Dominus vobiscum", ob nicht auch in dir Streitsucht und das Nichtverzeihenwollen sich verborgen halten.

Jetzt betet der Priester die ersten Bittgebete. Während er sie singt oder betet, sollst du zu Gott bitten, die erstens Feindesliebe zu geben, damit du zur wahren Gottesliebe gelangest. Dann füge alle deine anderen Bitten hinzu: Die Bitte, fromm und heilig zu werden, die Bitte um dein tägliches Brot, die Bitte, dir in deinen Sorgen und Kreuzen zu helfen.

Es folg die Lektion, eine Lesung des Priesters aus der Bibel. Hier sollst du an die alten Propheten und an St. Johannes den Täufer denken, die das Kommen des Heilandes verkündigten. Du weißt, was die Propheten und was St. Johannes predigten: „Bekehret euch! Betet und büßet! Macht gerade das Krumme! Bereitet dem Herrn den Weg in eure Herzen!"

Jetzt kommt das heilige Evangelium. Wir sehen den Heiland vor uns stehen und hören Ihn das Wort Gottes predigen. Jedes Evangelium ist eine Predigt unseres Herrn Jesus Christus selbst. Aus Ehrfurcht und als Zeichen, daß du glaubst, sollst du diese Predigt stehend hören. Denke dabei immer an den predigenden Jesus.

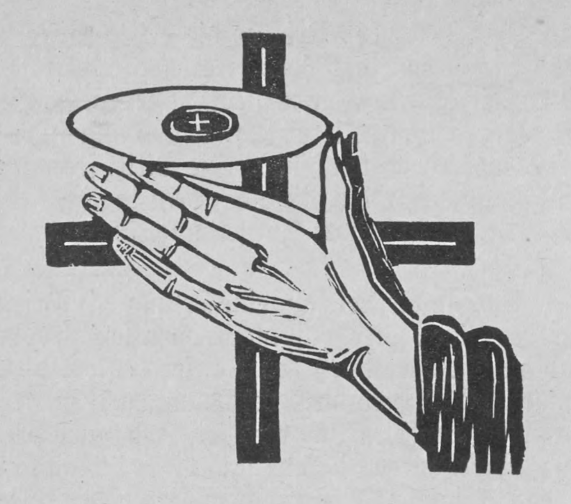
Wenn das Credo gebetet wird, bete du das Glaubensbekenntnis. Der Heiland hat zu dir im Evangelium gesprochen. Du antworte Ihm jetzt: Herr, ich glaube, und ich will glauben und nach meinem Glauben leben.

Dem Credo folgt die Opferung. Der Piester opfert Brot und Wein. Nach der Opferung sind diese Gaben nicht mehr einfach Brot und Wein, sie sind Gott geopferte, Gott geschenkte Gaben, die der Mensch jetzt nicht mehr vom Altar nehmen darf. Wenn du durch ein Testament und gerichtlich deinem Bruder oder Sohn etwas übergeben hast, kannst du es nicht mehr zurücknehmen. Es gehört nicht mehr dir.

So auch während der Opferung dem Herrn geschenkte Hostie und der hingegebene Wein. Selbst der Priester dürfte sie nicht mehr vom Altar nehmen, um sie einfach als Brot und als Wein fortzustellen. Sie sind jetzt Gottesgaben, dazu bestimmt und gesegnet, in den Leib und in das Blut unseres Heilandes verwandelt zu werden.

Der Mensch muß essen und trinken, um leben zu können. Ohne das Essen und ohne das Trinken kann der Menchen nicht sein. Es bedeutet sterben.

Brot ist die wichtigste Speise die wir haben. Und Wein ist der edelste Trank, den Gott uns geschenkt. Und von diesen beiden Nahrungsmitteln



opfern wir Gott. Wir wollen damit sagen: Vom Brot und vom Trinken hängt unser ganzes Leben ab. Alles Brot, unser ganzes Essen und jeden Trank, den wir haben zur Stilllung des Durstes unseres Leibes, schenken wir Dir. Du hast es uns gegeben, Dir geben wir es zurück als Zeichen, daß Du mit uns handeln kannst, wie Dein heiliger Wille es bestimmt. Dir geben wir alles, und wir wollen Deinen Geboten folgen.

Während der Priester Brot und Wein opfert, soll der Mensch dieses beten. Neben das Brot soll der Mensch aber noch etwas anderes geistig auf den goldenen Opferteller des Kelches legen: Opfere jedesmal auch deinen guten Willen, die Reue für deine Sünden, deine Kreuze, Nöte und Sorgen. Nicht nur der Heiland soll opfern, nicht nur der Priester soll die Opferung vollziehen: Jeder Mensch soll mitopfern. Und er soll opfern, was ihm das Liebste ist und was seinem Herzen am nächsten liegt.

Nachdem der Christ dieses geopfert hat und dann den Priester die Hände waschen sieht, soll er sich noch einmal an Gott wenden und beten: Wasche auch mich rein, o Herr, denn wenn ich rein bin von jeder Schlechtigkeit, dann bin ich reich an deiner Gnade.

Nach der Händewaschung wendet sich der Priester dem Volke zu und sagt: Orate Fratres, betet Brüder, daß mein und euer Opfer wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater.

Hast du geopfert? Hast du Frieden gemacht mit deinem Bruder und so das schöne Opfer der Demut gebracht? Hast du dem Herrn dein Brot und deinen Wein geopfert, als Zeichen, daß du nichts anderes willst als nur seinen Geboten zu folgen? Hast du alles, was dir lieb ist und was dich sorgt und plagt, so dem lieben Gott geopfert, daß du jetzt sagen kannst: Ich will nur das lieben, was Gott liebt, und ich will alles so tragen und planen, wie Gott es mir segnen kann?

Wenn ja, dann bete, was die Meßbuben dem Priester antworten:

„Der Herr nehme das Opfer an aus deiner Hand, zum Lobe und Ruhme Seines Namens, zum Segen für uns und Seine ganze heilige Kirche."

Fortsetzung folgt.

Mutter, Du, vom guten Rat

Heil'ge Mutter, hilf und schaue
Mild auf mich, Dein armes Kind.
O Maria, ich vertraue,
Daß ich bei Dir Hilfe find!
Dir nur klag ich meine Schmerzen,
Wenn mir banger Zweifel naht.
Du bringst Hilfe meinem Herzen,
Mutter, Du, vom guten Rat.

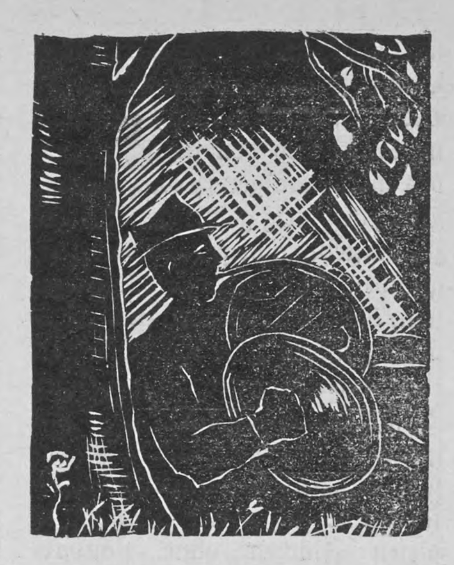
Schaue Mutter, wie viel Sorgen
Mich bedrängen Tag und Nacht.
Neues Leid bringt jeder Morgen,
Doch vertraue ich Deiner Macht.
Keiner hat umsonst gebeten,
Der mit wundem Herzen bat,
Hilf auch mir in meinen Nöten,
Mutter, Du, vom guten Rat.

Bleib mir nahe, jetzt und immer,
Glück und Trost bringt Deine Hut;
Du, der letzten Hoffnung Schimmer,
Oh, Dein Blick macht alles gut.
Dankbar will ich Dir ergeben,
Treu Dir sein in Wort und Tat;
Treu durch all' dies arme Leben,
Mutter, Du, vom guten Rat.

Th. Bauer.

Die Oblaten Kimberleys im Silberkranz

von Franz Hagel O.M.J.
(Monatsblätter)



Was sind 25 Jahre im langsamen, schweren Schritt der Zeit? Was sind 25 Jahre in der Kirchen- und Missionsgeschichte in den langen Jahrhunderten, seitdem der größte aller Missionare, St. Paulus seine erste Missionsfahrt antrat, bis auf unsere Zeit, da die jüngsten Missionskräfte mit Flugzeugen wie Zugvögel über Land und Meer auf ihrem Tätigkeitsfeld eintreffen? Ein kurzes Gestern, ein paar flüchtige Jahrfünft, die vorüberzogen wie flüchtige Schatten. Und doch, im Leben der einzelnen Missionare, in der Geschichte eines Missionsbezirkes, bilden 25 Jahre ein langes, bisweilen gar opferreiches Stück des Lebens. Welch große Summe apostolischen Wanderns und Säens, Opferns und Betens liegt in einer solchen Zeitspanne, so daß wir mit Recht bei solchen Gelegenheiten stillhalten, rückwärts- und vorwärtsblicken, danken und bitten, Schlußstriche ziehen und neue Pläne schmieden.

Der Oberhirte des Vikariates Kimberley und alle seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dürfen daher dieses kleine Fest mit freudigem und dankbarem Herzen feiern. Wir dürfen diese Gelegenheit, dieses fröhlichfestliche Jubiläum nicht vorübergehen lassen, ohne den Lieben der Heimat, den Lesern dieser Blätter, den Freunden und Helfern des Missionswerkes einen kurzen Einblick und Überblick über Land und Leute, über Erfolge und Ausblicke zu gewähren. Freilich, es können nur kurze Notizen, leblose Zahlen und Daten und schließlich auch einige Bilder aus dem täglichen Leben sein, alles andere bleibt aufbewahrt im Buche, von dem die Kirche betet: „In quo totum continetur — in dem alles enthalten ist“, für den Tag der großen Abrechnung.

1. Im Lande der Sonne und des Schlafes.

In einem Briefe vom 21. November 1924 teilte der damalige Generalobere, Erzbischof Augustin Dontenwill OMJ, seiner großen Ordensfamilie mit, daß die Sacra Congregatio de Propaganda Fide ihn ersucht habe, das Vikariat Kimberley der deutschen Ordensprovinz zu übertragen, um die Missionstätigkeit unter der Negerbevölkerung zu beleben. Wir schlugen P. Hermann Josef Meysing, Missionar der Prefektur Cimbebasi (Südwest-Afrika), als geeigneten Administrator vor. Die Sacra Congregatio ist auf unsern Vorschlag eingegangen.

Damit fiel der deutschen Ordensprovinz ein Gebiet von 243,886 Quadratkilometern zur Missionierung zu, ein Land so groß wie ein Königreich, fast halb so groß wie das kaiserliche Deutschland. Die Grenze bildete im Osten die wild zerklüftete Bergwelt des Basutolandes, das man nicht mit Unrecht die südafrikanische Schweiz nennt, und Transvaal. Im Norden läuft sie parallel zum Wendekreis des Steinblocks und teilt das Protektorat Betschuanenland in zwei ungleiche Hälften. Im Westen setzt die Kalahariwüste dem Fuß des Missionars gewisse Grenzen und im Süden die Trockensteppe der Karru.

Damit umfaßt das Vikariat Kimberley das Herzstück der südafrikanischen Hochebene, die sich durchschnittlich mehr als 1000 Meter über das Meer erhebt. Unsere Städte und Dörfer, unsere Farmen und Negergebiete liegen also alle noch ein gutes Stück höher als der höchste Ort in den bayerischen Alpen. Politisch umfaßt das Vikariat das Westgriqualand

mit Kimberley, den Süden des Oranje-Freistaates mit der Stadt Bloemfontein, Britisch-Betschuanenland und den südlichen Teil des gleichnamigen Protektorates. Welch gewaltig große Lande! Wer zum erstenmal dieses Land betritt, glaubt in eine Zone gekommen zu sein, die zwischen Leben und Sterben, zwischen Zeit und Ewigkeit liegt. Gewaltig große Gras- und Buschsteppen dehnen sich fast grenzlos an der Sonne. Dornbüsche, Akazien und knorrige Pfefferbäume stehen wie verloren in diesen Flächen ohne sichtbare Grenzen. Das einen großen Teil des Jahres dürre, hohe Gras wallt und wogt im frischen Winde wie ein graugelbes Meer. Hier und dort erheben sich Spitzkopjes (Spitzberge) und langgedehnte Tafelberge; nur der Norden hat Gebirgsformationen. Diese Spitzkopjes, einzeln oder auch in kleinen Gruppen, schauen aus wie verwitterten Pyramiden, und die Tafelberge, eine Eigenart Südafrikas, stehen da wie zerfallende Mauern vom eigenen Gestein verschüttet.

Durch dieses Land fließt nur ein Fluß, der das ganze Jahr Wasser führt, der Vaal, den man gern den Schicksalsstrom des Landes nennt. Nach langen Trockenperioden wird aber auch dieser Sohn der Wildnis, der bisweilen recht wild und brausend sein kann, mild und zahm und bringt nur noch wenig Zufluß in den Garib der Neger, in den Oranje-Fluß der Europäer. Alle übrigen Flüßchen und Bäche können zwar zur Regenzeit tosend und tobend „abkommen" und ganze Länderstrekken überschwemmen, aber die meiste Zeit des Jahres ist ihr Lauf ein trockenes, dürres Sandbett. Über diesen Landen steht das ganze Jahr eine strahlende Sonne, die in den Sommermonaten den mageren Boden bisweilen wie Streusand austrocknet. Eine Stille, eine fühlbare, fast majestätische Ruhe lagert über diesen Landen, so daß man oft an das Wort des bekannten Ernst Psichari erinnert wird: „Terres du soleil et du sommeil — Land der Sonne und des Schlafes". Die Südafrikaner selbst sagen etwas trockener und nüchterner: „Süd Afrika! Das letzte Land, das Gott erschuf, aber nicht vollendet hat". Hat man sich aber einmal hier eingelebt, dann enthüllt es auch seine Schönheiten, seine eigenen Reize, und es ist wahrlich nicht arm an solchen.

In diesem großen Gebiete wohnen nur 176,619 Europäer, meistens Weiße genannt, und 519,152 Neger und Farbige. Die hauptsächlichsten Vertreter der Negerwelt sind Betschuanen und Basuto, die der großen Bantufamilie angehören.

Das große Wecken dieser Lande, das Aufrütteln aus langem, tiefem Schlaf, erfolgte zuerst durch die Burentrecks vor etwas mehr als 100 Jahren, dann aber um 1870 durch die Entdeckung der Diamanten. Diese neue Zeit war wie ein Überfall, wie eine Sturzflut, die das Antlitz des Landes weitgehend veränderte. Die Steppe entschleierte sich, die Wüste starb, und alte Grenzmarken fielen wie Kartenhäuser um. Die Negerstämme wurden durcheinander gewirbelt oder verschwanden ganz; Südafrika wurde die Heimat eines neuen Volkes, das aus Europa gekommen war.

Diese Entwicklung stellte an die Mission Anforderungen, mit denen nur schwer Schritt zu halten war. Bereits 1886 wurde das heutige Vikariat Kimberley von Natal abgetrennt und selbständig gemacht, aber was waren 10 bis 12 Priester in einem Lande von dieser Ausdehnung! Sie mußten schier erliegen an der Seelsorge der rasch anwachsenden Städte und an den Wanderungen auf abgelegene Farmen, wo weiße Katholiken wohnten. Jeder Priester hatte einen Seelsorgsbezirk größer als manche Diözese in der alten Heimat. Dabei konnte für die eigentliche Heidenmission nicht viel übrig bleiben. So kam es, daß P. Porte OMI, erst 1895 die erste Negermission gründen konnte, bei der es auch geblieben ist; alle andern Versuche scheiterten am Mangel an Personal und Mitteln. „Die Lage der Heidenmission", schrieb P. Porte, „ließe unsern seligen Stifter, diesen großen Apostel der Armen, blutige Tränen vergießen. Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg!"

Dieses flehenden Gebet eines bedrängten Missionarsherzens sollte erhört werden, als der Ordensgeneral das Gebiet an die damals blühende, deutsche Ordensprovinz übertrug.

2. Über die Berge eilt ein froher Bote hin, ein Glücksverkünder.

Die Genossenschaft der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria hat in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens eine stattliche Reihe von Missionsbischöfen gestellt Nun war P. Meysing als Administrator des Vikariates Kimberley die gleiche Würde und Bürde zugefallen. Obwohl ein alter Grundsatz lautet: „Nach dem Tode magst du loben oder tadeln", so dürfen wir hier ein paar kurze Notizen über unsern Oberhirten nicht umgehen, denn was für ei-

ne Armee der Feldherr, für einen Staat der Regent, das ist auf dem Kampffeld der Kirche, in den Missionen, der kirchliche Obere und Leiter. Wenn im Jubiläumskranz heute so viele Missionen als leuchtende Blätter prangen, so ist es nach Gott vor allem das Verdienst des ehemaligen Administrators Meysing, des heutigen Bischofs von Kimberley.

Bischof Hermann Josef Meysing ist von der Pike auf Oblate und Missionar. St. Karl, das Noviziat St. Gerlach und das Ordensseminar zu Hünfeld waren für ihn die Stufen zum heiligen Priestertum, das er 1911 in der St. Bonifatiuskirche zu Hünfeld empfing. Schon im folgenden Jahr finden wir ihn in der „Mission der Dornen", im damaligen Deutsch-Südwest-Afrika. Windhuk, Windhuk-Werft und Klein-Windhuk waren die Hauptplätze seiner missionarischen Tätigkeit. Daneben wirkte er als Religionslehrer am dortigen Gymnasium und an der höheren Töchterschule und gab als kundiger Führer den jungen Menschen solide, christliche Grundsätze ins Leben mit.

Fortsetzung folgt.

Ohrfeige als Lebensretterin

Es war in einem kleinen Dorf in Frankreich im Jahre 1789. Pfarrer Fornet war ein tapferer Mann. Er blieb in seiner Gemeinde, obwohl ihm große Lebensgefahr drohte. Ein hoher Preis war für den ausgesetzt, der den Pfarrer lebend oder tot den Behörden überliefert. Dauernd waren die Schergen hinter ihm her. Er aber wollte wirklich der Vater seiner Pfarrgemeinde sein, wollte die Seinen nicht verlassen und ihnen treu bleiben. Nachts wartete er an einer verborgenen Waldstelle oder in einer dunklen Scheune, um dort mit seinen Gläubigen Gottesdienst zu halten. Trotz aller Gefahr war er ständig bei seinen Kranken und Sterbenden, gut verkleidet als Händler oder Knecht. Oft schon hat der Tod seine kalten Hände nach ihm ausgestreckt. Er aber war immer glücklich entkommen.

Eines Tages mußte er trotz seiner Not lachen. Und das kam so: An einem kalten Wintertag saß er, als Knecht verkleidet, auf der Ofenbank in einem Bauernhaus, um sich zu wärmen. Gerade war er von einem Sterbenden gekommen. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, einige Männer standen in der dunklen Stube und schrien: „Wo ist der Pfarrer? In diesem Hause soll er sich aufhalten!" Bauer und Bäuerin standen in der Stube. Ja, diese Bäuerin! Das war eine mutige und tapfere Frau. Sie hatte den Augenblick erfaßt. Breitspurig trat sie auf den vermeintlichen Knecht zu, hob die Hand und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. „Du fauler Knecht, kannst du diesen Herren nicht Platz machen? Marsch hinaus in den Stall, zur Arbeit!" Entrüstet drehte sich die Frau zu den Herrn um und sagte: „Entschuldigen Sie meinen Zorn. Aber es ist heute so schwer mit den Dienstboten auszukommen!" Der Geohrfeigte hielt sich die Wange und trollte sich langsam und mißmutig aus der Stube.

Die Herren bissen sich auf die Lippen, sonst wären sie mit einem Gelächter herausgeplatzt. Die energische Bäuerin imponierte ihnen gewaltig. Keiner schaute den Pfarrer an, wie er hinausging. Schmunzelnd drehten sie sich um und verließen das Haus. Die Gefahr war vorüber.

Manchmal kann man die Nächstenliebe auch durch eine saftige Ohrfeige beweisen! Ist die Geschichte nicht ein Beweis dafür? Der Pfarrer erzählte später oft von seiner gefährlichen Stunde. Und während er sich auf die Wange griff, lächelte er: „Ich muß schon sagen, die gute Frau hat keine zarte Hand gehabt. So kräftig war ihr Schlag, daß ich die Sterne funkeln sah!"

Drei Dinge.

Goethe sagt:
lies jeden Tag ein schönes Gedicht,
sing jeden Tag ein frohes Lied,
schau jeden Tag ein gutes Bild an.

Ich sage dir:
hab' jeden Tag wenigstens einen frommen Gedanken,
sprich jeden Tag ein gutes Wort,
tu jeden Tag ein Werk der Liebe!

Es gibt keinen sicheren Aufstieg zur Gottesliebe als die Liebe des Menschen zum Mitmenschen.

St. Augustinus.

Ein Sieg der Ideale Jesu Christi und der Kirche in der Industrie

P. Josef Schneider O.M.J.

Wir alle staunen über die jüngsten Erfolge der Arbeiterkämpfe in den Staaten um Altersunterstützungen auf Kosten der Fabrikherren. Wer hätte eine solche Entwicklung zur Zeit der Jahrhundertwende für möglich gehalten? Damals tobte noch der Streit um das Für und Wider in Bezug auf das Weltrundschreiben Leos XIII. (1891), worin dieser Gerechtigkeit für die arbeitenden Massen verlangt hatte. Menschen mit wahrem Christensinn verteidigten sie; Ausbeuter und Blutsauger, die sich dem Gewinn um jeden Preis verschrieben, geiferten dagegen.

Es war dieselbe Zeit, wo der Deutsche Kaiser wetterte gegen die steigende Sturmflut des roten Sozialismus. Er beklagte sich über die große Zahl sozialistischer Abgeordneter, die man ihm in den Reichstag hinein gewählt hatte. Es half ihm alles nichts. Je mehr er sich dagegen aussprach und im Anti-sozialisten-gesetz dagegen einschritt, desto lauter erhob sich der Protest, und die folgenden Wahlen stellten ihm und seiner Regierung immer mehr kämpferisch eingestellte Arbeiterführer gegenüber.

Die Kirche faßte das Problem von der einzig richtigen Seite an. Sie sah klar und deutlich, daß gewaltsame Unterdrückungsmaßnahmen hier nichts helfen. So wählte sie den Weg der Reform. Verteidigte das Privateigentum und das siebente Gebot. Tadelte zugleich mit größter Schärfe diejenigen, die sich hinter beiden wie hinter Schutzwällen des Egoismus verschanzten und beide zu Ausbeutung mißdeuteten und mißbrauchten. Besitz, sagte sie, schließt nicht nur Rechte in sich ein, sondern auch schwerste Pflichten gegen die Gemeinschaft. Sie predigte damit das Evangelium des Brudersinnes und der Bruderliebe zu Gunsten der Arbeiter und ihrer Familien:

Die Hochhaltung ihrer Menschenwürde und Menschenrechte;

die Unantastbarkeit ihrer Gotteskindschaft und Gliedschaft am Mystischen Leib. Furchtlos trat sie ein für gute Behandlung und Bezahlung;

für Kürzung der Arbeitsstunden;

für Verhütung von Unglücksfällen auf der Arbeitsstätte;

für Schaffung einer sittlichen und menschenwürdigen Arbeitsatmosphäre;

für Sicherung des Familienlohnes (mit Beisteuerungen von der Regierung je nach Zahl und Alter der Kinder).

Dieser Standpunkt der Kirche hat im Verein mit den kämpferischen Bestrebungen der Arbeiterverbände Millionen armer Menschen zu einem besseren Dasein verholfen und Ströme von Sonnenschein in ihre Wohnungen hinein geleitet.

Manche von uns fragen sich, ob die Arbeiterbewegung ihre Forderungen nicht überspannt und sich auf die Dauer nicht selber schadet. Dann ihre Offensive ruft ganz natürlich den Widerstand des Kapitals ins Treffen (vgl. Taft-Hartley Act). Und nicht nur das. Die Streiks in Kohlenförderung wie im Schiffs- und Transportwesen, in Elevator-Bedienung und Stahlherstellung können leicht zu einem nationalen Notstand entarten.

Besonders flößt uns die grimme Haltung und das Benehmen der Arbeiterführer schwere Bedenken ein. Ein Blick auf das Bild eines John L. Lewis in der Zeitung kann uns mit wahrer Besorgnis erfüllen. Schau seinen mächtigen Kopf wie mit einer Löwenmähne umrahmt. Wie ein gereizter Bulldog steht er da, bereit im Angriff stürmisch voran zu drängen. Er fragt nichts nach dem Parlament noch nach Drohungen der Hüter des Gesetzes. Geldstrafen oder Gefängnishaft bedeuten ihm nichts. Er und seinesgleichen sind offenbar leidenschaftlich von der Richtigkeit ihrer Sache überzeugt. Wie könnte es anders sein nach der Industriegeschichte der letzten

100 Jahre! Der Kampf um Wiederherstellung hl. Menschenrechte gegen maßlose Vergewaltigung ist alle Peinen und alle Opfer wert.

Neulich ging eine Beschreibung des bedauerlichen Loses der Kaminfegerbuben in England durch die Presse.

Das Geschäft wurde vor 1800 herrschend im Land. Man wußte damals noch nichts von unsern Ofenrohren, die aus allen Zimmern dem Schornstein zustreben. Gerade und ohne Windungen reckt sich dieser in die Höhe und ist deshalb verhältnismäßig leicht zu reinigen. Damals gab's statt der Stahlrohre nur gemauerte Rauchgänge, die vielfach zickzack und kreuz und quer an den Wänden entlang aus allen Richtungen die Dächer durchbrachen. Massen von Ruß sämelten sich in ihren Biegungen und Senkungen und nur durch Hineinklettern war es möglich, ihn zu entfernen. Dafür konnte man aber keine erwachsene Männer gebrauchen. Man mußte sich nach Knaben in Kinderschühen umsehen; sie waren im Durchschnitt 4-6 Jahre alt. Von armen Eltern oder Staatswaisenhäusern an Companies verhandelt, wurden sie der Willkür roher und gewissenloser Aufseher anheim gegeben. Welch hartes Los für diese Menschenknospen!

In denkbar ärmsten Kleiderlumpen wanderten sie umher. Verbrachten die Nacht in dumpfen, ungeheizten Kellerlöchern, ohne je ihre Kleidung zu wechseln. Sie waren ständig unterbezahlt und unterernährt. Die Folgen des unmenschlichen Handwerks meldeten sich bald. Hustenreiz im Hals und Asthma in den Lungen! Entzündung der Augenlider und Schwellungen in den Kniekehlen vom Tragen schwerer Lasten, oder von Verletzungen an spitzigen Kaminsteinen. Nicht selten stürzten sie ins Feuer hinab und zogen sich Brandwunden zu. Verstümmelungen der Glieder war keine Seltenheit. Eine Anzahl von ihnen erstickte jedes Jahr. Hier und da blieben ganz und gar im Rauchfang stecken und wurden als Leichen herausgezogen. Sollte man diese Mißhandlung der Unschuldigen für immer unbehelligt hingehen lassen?

Menschen mit Mitleid im Herzen erhoben von Zeit zu Zeit großes Geschrei über diese Mißstände. Um so langsamer benahm sich das Parlament und das House of Lords (Herrenhaus). Denn dort saßen gar manche der Molochs, die ein Kinderschutzgesetz ihres Blutgeldes beraubt hätte. Sie stimmten gegen alle diesbezüglichen Gesetzvorlagen. (1788, 1804, 1818). Hatten ihr Einkommen lieber als das Wohlergehen der Kinder. Erst das Jahr 1834 brachte den ersten erfolgreichen Schritt in Beseitigung der Kinderarbeit bis zu deren endgültigem Verbot (1875).

Solche Kindermißhadlung hat es nicht nur auf den Dächern gegeben; sie fand sich in den Kohlenbergwerken im Schoß der Erde und auf gar manch anderen Gebieten. Wenn man sich all das überlegt, wird man die Verbitterung der Arbeiterführer verstehen. Sie leben im Studium dieser Geschehnisse, haben meist selber unerträgliche Zustände mitgemacht und leben täglich mit ihren Verbänden im Kampf mit Passern um ihr tägliches Brot.

Nimm auch einmal in diesem Licht die Verhandlungen beim jüngsten Stahl- und Kohlenstreik (Okt. — Nov. 1949). Es war vorauszusehen, daß die Arbeitgeber sich mit Hand und Fuß gegen die Pensionsforderungen der Arbeiter sträuben würden.

O weh, jammerten die Verwaltungsbeamten; wie werden wir das je bezahlen können! Da erinnerte man sie daran, worum es sich handelte. Es handelte sich um die Ausdehnung von teilweise bestehenden Vorrechten auf den ganzen Arbeitsbetrieb. Man erinnerte sie an die Riesenlöhne, die man jährlich ihren ersten Direktoren in Arme wirft: $150,000 Gehalt und dazu noch 6—800,000 an Komissions. Würden diese Summen nicht 1000 Arbeitern eine leidliche Jahrespension sichern für ihre alte Tage? Warum so freigebig auf der einen Seite und so knauserig auf der andern?

Man erinnerte auch den Verwaltungsrat an die Altersrente, die drei der Hauptbeamten der USA Steel Co. für die Zeit nach ihrem 65 Jahre zugesprochen wurde. $50,000 — 115,000 jedes Jahr! Und das ausschließlich aus dem Guthaben der Gesellschaft! Solche Enthüllungen gefielen den hohen Herrn beileibe nicht. Sie protestierten gegen die Veröffentlichungen in der Zeitung; suchten sie als unzutreffend abzutun. Darauf gab man ihnen Zeit und Ort, wo sie jene Angaben selbst gemacht hatten . . . Sie mußten die Waffen strecken.

Ja, warum so übertrieben edelmütig auf der einen Seite und so engherzig auf der andern? Warum den Segen, an dessen Beschaffung beide Parteien (Arbeitgeber und Arbeitnehmer) in gleicher Weise sich mühen, nicht besser verteilen? Der Streit endigte mit einem Sieg der Arbeiterverbände. Die Verwaltung hat ihnen eine Altersrente zugestanden.

Ob ihre Zahlung in guten und schlechten Zeiten immer möglich sein wird? Die Zukunft wird es zeigen. Was wir begrüßen ist, daß man die Billigkeit und Vernünftigkeit einer Altersunterstützung grundsätzlich anerkannt hat. Ein Sieg der Menschlichkeit über den Mammonismus; der überlegenden Vernunft über blinde Leidenschaftlichkeit!

Wird dieser Sieg den Sparsamkeitssinn der Arbeiter beeinträchtigen oder untergraben? Bei den meisten nicht! Denn bei der Mehrzahl von ihnen gibt es nichts zum Sparen (vgl. Gov. report über living standards in the city of Montreal, Nov. 1949). Sie leben aus der Hand in den Mund. Nach amtlichen Angaben beläuft sich das Durchschnittsjahreseinkommen im reichsten Land der Welt (USA) auf $1300; in Canada auf $800; in Europa auf $500. Wie kann eine mittelmäßige Familie bei solchem Einkommen sparen angesichts der riesigen Lebensmittelpreise? Die aber sparen können, werden es meistens tun für sich und ihre Kinder. Beweis dafür ist der riesige Umfang von Spargeldern, angehäuft in Banken, Regierungsanleihen und Lebensversicherungen.

Anderseits scheint es uns, daß aus der besseren Verteilung der Gewinne große Vorteile nach allen Seiten entstehen werden. So ähnlich wie sie jetzt schon in einigen Fabriken nach Einführung des profit-sharing-system zu verzeichnen sind. Es hat zu überraschenden und handgreiflichen Erfolgen geführt. Ein neuer Geist der gegenseitigen Verständigung und freudigen Zusammenarbeit ist in den Arbeitsräumen eingezogen. Und dieser neue Geist hat sich in jeder Richtung zur allgemeinen Zufriedenheit ausgewirkt.

Den Beschäftigten gab es eine Steigerung des Einkommens;

Steigerung der Arbeitswilligkeit (kein Fernbleiben mehr);

größere Sorgsamkeit in Handhabung der Werkzeuge und Maschinen;

Dem Gesamtbetrieb brachte es eine bedeutsame Erhöhung der Gütererzeugung.

Den shareholders (Aktieninhabern) ein Wachstum im Gewinn.

Den Käufern und Verbrauchern eine Herabsetzung der Preise.

Gesamtergebnis: eine 40%-tige Verbesserung.

Beweist das nicht, daß Leo XIII. mit seinem Reformvorschlag Recht behalten hat? Reform ist ein sittlicher Umwandlungsprozeß und geht deshalb langsam, manchmal schneckenhaft langsam. Viel langsamer als vielleicht eine Revolution mit Dolch und Maschinengewehr. Dafür sind aber auch ihre Ergebnisse dauerhaft und von bleibendem Wert. Was hat die Revolution in Rußland geändert? Sie hat den schwarzen Zaren verbrannt und den roten auf den Thron gehoben; hat mit ihm alle Gespenster der Hölle auf den Plan gerufen. Die Reform hat das Antlitz der westlichen Halbkugel erneuert. Sie ist nicht nur ein Sieg der Menschlichkeit, sondern auch der Religion Jesu Christi. Was sie bisher zustande gebracht, ist genau das,

was die Päpste als Richtlinien dargelegt;

was die Bischöfe Hollands noch letztes Frühjahr in ihren Fastenhirtenschreiben angepriesen;

was die 4 französischen Kardinäle am 13. Juli 1949 ihrem Volk und der Welt ans Herz gelegt haben. Und wir sollten uns dessen nicht freuen?

Im Namen Jesu

Ich möchte gern was schreiben,
Das ewig könnte bleiben,
Denn alles andre Treiben
Will nur die Zeit vertreiben.

Ich möchte gern mein Leben
Zum Ewigen erheben,
Denn alles andre Streben
Ist in den Tod gegeben.

Ich möchte gern was lieben,
Das ewig ist geblieben,
Denn in den andern Trieben
Wird nur die Lieb vertrieben.

Drum schreib ich einen Namen,
Drum lieb ich einen Namen,
Und leb ich einem Namen,
Der Jesus heißt, sprich: Amen.

Clemens Brentano.

Bauernsegen

vom Schriftleiter

Gott segnet überall. Vor Ihm ist kein Mensch groß oder klein, reich oder arm, hochgeschult oder ungebildet. Bei Gott zählt die Seele. Und für jede Seele hat Er den gleichen Segen, solange nur die Seele bittet, von Gott gesegnet zu werden.

Viel Gottessegen kommt durch die Kirche zu den Menschen. Wenn wir einen Rosenkranz, ein Kreuz oder ein Bild gesegnet haben wollen, gehen wir zum Priester. Er segnet im Namen Gottes mit der der Kirche gegebenen Segenkraft.

Viel Segen hat die Kirche auch für den Bauern. Am 15. Mai hat sie sogar eine eigene Bauermesse, die hl. Messe zu Ehren des heiligen Bauern Isidor.

St. Isidor lebte vor achthundert Jahren, und zwar in Spanien. Seine Eltern waren arme Bauersleute, die kein Geld hatten, ihre Kinder studieren zu lassen. Schule kann man aber auch zu Hause geben. Zwar keine Gelehrtenschule, doch die Schule der Liebe Gottes. Und die wurde dem jungen Isidor von Vater und Mutter gegeben.

Als junger Bursch mußte St. Isidor zu einem reichen Herrn in den Bauerndienst. Er mistete den Stall, melkte die Kühe, fütterte das Vieh und pflügte die Felder. Je schwerer die Arbeit war, desto lieber war sie ihm. St. Isidor war nämlich ein kluger Mensch. Wenn man sich plagt, muß man auch etwas davon haben, sagte er sich. Und er wollte viel für seine Arbeit. Nicht viel an irdischen Dingen, sondern viel, sehr viel von der Freundschaft und vom Wohlgefallen Gottes. Darum machte er aus seiner Arbeit einen Gottesdienst. Was ihm gesagt wurde, nahm er so an, als wenn Gott es ihm selbst aufgetragen hätte. Und er tat es mit einem Fleiß und einer Genauigkeit, als wenn er es ganz persönlich für den lieben Gott täte. Dazu opferte er noch jede Arbeit als Buße für seine und der Welt Sünden auf.

St. Isidors Herr hatte nicht nur Hochachtung vor seinem Knechte, er hatte Ehrfurcht vor ihm. Immer wenn er St. Isidor sah, den verstaubten, den schwitzenden und den nach Erde und nach Stall riechenden treuen Knecht, mußte er an das Wort der heiligen Bibel denken: „Liebe und schätze einen weisen Knecht wie deine eigene Seele“ (Eccl., 7:23).

St. Isidor wurde gar bald von seinem Herrn gebeten, sich jeden Morgen freizumachen, um der heiligen Messe beiwohnen zu können.

Wie jeder gute Mensch, so hatte aber auch St. Isidor seine Neider. Viele Menschen können es halt nicht ertragen, daß andere gut sind. Und so begann man denn auch bald dem Herrn des St. Isidor in die Ohren zu blasen. Mit der Frömmigkeit des Knechtes Isidor sei es nicht weit her. Der fromme Mensch erfülle seine Pflicht zu allererst. Isidor täte das aber nicht. Er bete den ganzen Tag im Felde herum, um nur von der Arbeit fortzukommen. Oft lasse er selbst das Gespann im Felde stehen und gehe ins Dorf, um in der Kirchenbank herum zu faulenzen.

St. Isidors Herr bekam so viel Schlechtes über seinen Knecht zu hören, daß er stutzig wurde. Eines Tages schlich er sich ins Feld, um einmal nachzuschauen, ob der Knecht Isidor wirklich arbeite, oder ob er faulenze und nachher sage, er habe gebetet.

Als der Herr ins Feld kam, war St. Isidor wirklich nicht da. Er war wahrhaftig ins Dorf, in die Kirche gegangen. Das Pfluggespann trottete jedoch schwer und langsam über den Acker und pflügte Scholle um Scholle. Zwei helleuchtende Engel hatten St. Isidors Arbeit übernommen. Einer trieb die Tiere an, der andere führte den Pflug.

Von jener Stunde an hatte St. Isidors Herr heilige Scheu vor seinem Bauersknechte.

Im Jahre 1170 starb St. Isidor im Alter von 60 Jahren. Der große König Philipp II. von Spanien wurde neben vielen anderen durch die Fürsprache des heiligen Isidors geheilt.

Heute betet die Kirche im Namen der Bauern in der St. Isidorsmesse:

„Gib, wir bitten Dich, barmherziger Gott, daß wir durch Fürsprache des heiligen Bauersmannes und Bekenners Isidor die Wege der irdischen Weisheit meiden, und durch seine Verdienste und sein Beispiel vor Dir Taten der Demut vollbringen, an denen Du



... und wieder zieht der Pflug die Furche

Wohlgefallen hast, durch Christum unseren Herrn. Amen."

Neben dieser Frühlingsmesse des Bauern hat die Kirche die Bittagsprozessionen, während denen des Bauern Saaten und Felder gesegnet werden.

Am 15. August segnet die Kirche die ersten Früchte der Ernte. In manchen Ländern ist es Gebrauch, daß die Leute Blumen und Kräuter zur Himmelsfahrtsweihe bringen, in anderen Gegenden hält der Bauer während dieser Weihe Weizenkörner oder Gartenfrüchte in seiner Hand, während die Kirche durch den Priester betet:

„Dir, Gott, ziemet Lobgesang auf Sion, erhöre mein Gebet, zu Dir kommt alles Fleisch.

Du suchst das Erdreich heim und tränkest es,

Du segnest es mit reicher Fülle.

Es rauscht der Gottesbach voll Wasser,

Getreide lässest Du für sie gedeihen, und hegst sein Wachsen also:

Du tränkest seine Furchen und läßt schwellen seinen Keim;

Du weichst es auf mit Regen und segnest sein Sprossen.

So krönest Du das Jahr mit reichem Segen,

Im Überflusse prangen Deine Fluren.

Fettgrünend prangt die Au der Steppe,

Es gürten sich mit Jubel alle Hügel.

Die Anger kleiden sich mit Schafen,

Die Täler wogen von Getreide:

Und alles jauchzt und jubelt."

(Ps. 64)

So betet und so segnet die Kirche den Bauern, und Gott segnet durch sie. Gott gibt Seinem Segen immer Frucht. Manchmal die Frucht der Felder, anderer Zeiten die Frucht des Kreuzes. Denn es vergißt auch der Landmann seines Gottes in Tagen des irdischen Reichtums. Und Gott will sich nicht vergessen lassen. Darum stellt Er das Kreuz in unsere Mitte. Dem Bauern das Kreuz der Mißernten, der Dürren und Hagel und Stürme und Heuschrekken.

Alles jedoch, was Odem hat, dient dem Herrn. Auch die bösen Gewalten kommen und gehen, wie Er es ihnen gebietet, und während der böse Feind lacht ob der Tränen der vor ihren zerstörten Äckern klagenden Menschen, segnet Gott von oben mit einem Segen, der Früchte bringt der Ewigkeit.

Das Segnen der Kirche bringt seine Ernte. Es bringt entweder Fruchtbarkeit der Felder, oder Fruchtbarkeit der Seele, auf daß die Menschen glauben, wenn alles vergangen, hoffen, wenn alles bereits trostlos daliegt, lieben, wenn Gottes Liebe sich verborgen hält hinter den undurchdringbaren Wolken Seines heiligen Schweigens.

Darum soll sich der Bauer segnen lassen. Sich, sein Haus mit Weib und Kinder, Stall und Scheune und er selbst soll segnen was sein ist und was ihm Brot schafft. Und die St. Isidors-Messe soll er hoch in Ehren halten. Es soll seine Messe werden. Ein Meßtag, genau so weihevoll und wichtig wie die großen Meßtage der Kirche es sind.

Neben St. Isidor ist noch ein anderer, der herabschaut auf die Hand der Arbeit. Es ist das der heilige Joseph, der Familienvater und Schaffer, dem Gott viel aufgegeben, und der alles in Treue und Gottesfurcht erfüllt.

Zu ihm beten wir: „Die Verdienste des Bräutigams Deiner heiligsten Mutter mögen, wir bitten Dich, Herr, uns beistehen, damit, was unsere Kraft nicht vermag, uns durch seine Fürbitte ge-

schenkt werde, durch Christum unseren Herrn. Amen"

Wir wissen, wieviel da zu tun und zu ertragen ist, was wir durch unsere eigene Kraft nicht vermögen. Wir müssen es aber vollbringen, denn so erwartet es Gott von uns.

Vom hl. Joseph sagt die hl. Schrift in der Messe: „Er ward geliebt von Gott und den Menschen, sein Andenken ist gesegnet. Gott hat ihn den Heiligen gleich gemacht an Herrlichkeit und ihn erhört zum Schrecken seiner Feinde; und auf sein Wort ließ Er die Plagen aufhören. Er verherrlichte ihn vor Königen, und gab ihm Befehle an Sein Volk und ließ ihn schauen Seine Herrlichkeit. Um seiner Treue und Sanftmut willen hat Er ihn geheiligt und ihn erwählt vor allem Fleische. Er hörte auf ihn und gab ihm selber die Gebote, das Gesetz des Lebens und der Zucht."

Wenn Bauernsegen nichts bringt, weder Ernte noch Saat fürs nächste Jahr, die Stärkung des Bauern im Geiste bringt dieser Segen doch. Eine Stärke, die den christlichen Bauern zum Gottesbauern macht und ihn formt und heiligt, bis er langsam so wird, wie es hier vom heiligen Joseph geschrieben steht.

Und das ist doch letzten Endes die Hauptsache im Leben: Reich oder arm, doch ehrlich, arbeitsam, voller Zucht, voller Gottesfurcht, ein Mann des Vertrauens vor Gott und den Menschen.

Wenn der Bauer nur so eine Ernte vom Bauernsegen erwarten würde! Gott würde das noch Fehlende schon hinzufügen.

Wer von Gott nur Gaben erwartet, Brot, Reichtum und Wohlstand, nicht aber Gottes Freundschaft, der harret umsonst. Dem gibt Gott nicht so leicht. Jawohl, viele Reiche haben alles, und kümmern sich um keinen Gott. Schwelgen, während andere des Hungers sterben. Wer kann sagen, warum Gott es so macht? Wollen wir etwas behaupten, Gott sei ungerecht?

„Wer hat dich zu meinem Ratgeber gemacht?", frägt Gott erzürnt in der Hl. Bibel. Lassen wir Gott walten, wie Er es will. Sein Wille ist eine Weisheit, die wir einfach nicht fassen können. Niemand schimpft, weil er die Wissenschaft der Physik nicht versteht, die heute atomische Bomben baut. Warum werden wir aufrührerisch, wenn wir die tiefste aller Wissenschaften, die Weisheit Gottes nicht verstehen? Es soll der Mensch nicht grübeln und Gottes Handeln verbessern wollen. Es soll der Mensch beten und büßen und seinem Herrn dienen nach dem Gebot, so wie St. Isidor es tat.



Dann wird ihm der Bauernsegen zur Fruchtbarkeit.

Mein Vater

Mit mächtigen Armen hat Er mich getragen,
Und endlich vertrauend darf ich zu Ihm sagen:
„Mein Alles bist Du!"
Aus Schuld und aus Schmerzen hat Er mich gezogen,
Ich sollte versinken, da zwang Er die Wogen
Und ward meine Ruh.
Es irrte mein Hassen, es irrte mein Lieben,
Im Schiffbruch als Retter bist treu geblieben,
Mein Vater nur Du!
Du hälst mich in Armen im Glück und im Leide,
Und hast Du's beschlossen, dann brenne und schneide,
Ich weiß ja, wozu!

W. A.

Die Aehrenleserin

Auf der Karawanenstraße von Moab nach Bethlehem wandern drei Frauen, Noemi, die alte Witwe, mit ihren zwei Schwiegertöchtern.

„Diesen Weg ging ich vor Jahren mit meinem Mann und meinen zwei Söhnen", sprach Noemi, als sie sich, von Müdigkeit benommen, auf einen Stein am Rande der Straße setzte, „wir flohen damals aus der Heimat, da der Hunger weh tat. Wir suchten Moab auf und fanden dort Nahrung und gute Menschen. Nun bin ich alt geworden, das Leid hat meine Wangen gefaltet und meine Augen trüb gemacht. Ihr wißt, ein dreifacher Tod hat mir das Haar gebleicht, der Tod meines Mannes und meiner Söhne, eurer Männer, denen ihr gute Frauen gewesen seid."

Die beiden Schwiegertöchter weinten still. Noemi saß da und schaute noch einmal zurück in die vergangenen Jahre.

Dann aber stand sie entschlossen auf, grüßte mit ihrem Blick die ferne Heimat Bethlehem. Leicht war ihr zumute und doch wieder schwer. Ihre Schwiegertöchter, wie sollten sie mit ihr gehen ins Land, das ihnen fremd ist?

Mit sanfter Stimme, aber entschieden, sagte sie:

„Geht wieder zurück, meine Töchter, in das Haus eurer Mutter! Kehrt um und geht heim!"

Die eine küßte Noemi und kehrte zurück. Die andere, Ruth mit Namen, sprach:

„Mutter, rede mir nicht zu, dich zu verlassen! Wo du hingehst, will ich auch hin. Wo du bleibst, bleibe auch ich! Das Land, das dich im Tode aufnimmt, soll auch mir im Tode Ruhstatt sein."

Noemi war von dieser zarten Anhänglichkeit zutiefst gerührt und ging mit Ruth in ihre Vaterstadt Bethlehem.

Die Weiber am Brunnen Bethlehem sagten es sich bald: Wißt ihr schon, Noemi ist heimgekehrt und Ruth kam mit ihr?

Als Noemi selbst um Wasser kam und diese Worte hörte, sagte sie mit Schmerz:

„Voll zog ich aus und leer hat mich der Herr zurückgeführt. Ich bin nicht mehr Noemi, die Schöne, ich bin die Betrübte. Aber Ruth ist der liebliche Abendstern meines Lebens. Gott gab sie mir zum Troste."

Es war die Zeit der Gerstenernte. Die Bethlehemiten zogen auf die Felder zum Schnitt. Noemi hatte keinen Acker. Sie litt mit Ruth arge Not. Da sprach Ruth:

„Ich will aufs Feld gehen, wo die Schnitter die Gerste schneiden, und will hinter ihnen die vergessenen Ähren auflesen. Dann schlagen wir sie aus und backen Brotfladen am glühendeu Stein."

Sie zog nun morgens aus und sammelte die Ähren, die da sehr spärlich umherlagen. Unermüdlich sammelte sie und ihr Rücken schmerzte von dieser Arbeit. Aber sie gedachte der alten Schwiegermutter Noemi und wollte nicht vor dem Abend leer heimgehen.

Booz aber, der Herr des Gerstenackers, wo sie Ähren las, fragte verwundert die Schnitter nach dem eifrigen Weibe.

„Sie ist Ruth", sagten sie, „die Moabiterin, die mit Noemi zu uns kam. Sie hat sie nicht verlassen!"

Booz ließ ihr das Ährenlesen und gab ihr Speise und Trank und manche Handvoll aus den Garben, die noch nicht gebunden waren.

Wie freute sich Noemi, als Ruth abends das Gesammelte brachte und auch die Speise, die sie sich vom Munde abgespart hatte. Sie schlugen die Körner aus und zerrieben sie in der kleinen steinernen Handmühle und machten Brot.

Noemi ermunterte sodann Ruth, des guten Booz' Weib zu werden, er war ein naher Verwandter.

So ward Ruth die Stammutter Davids und die Ahnfrau Mariens, der gütigen Mutter.

Dies wird erzählt in dem schönen Buche Ruth des Alten Bundes. Es verkündet das hohe Lied der Liebe, die alles überwindet.

Auf den Feldern ist die Ernte vollendet und die Früchte reifen. Gott hat sie werden lassen, der gütige Gott.

Menschen vergeßt nicht, gut zu sein! Das Schönste auf der Welt kommt von der Güte eines Menschen. K.

Der schoene Schluessel

Von Ludwig Schuster

Der Schlossergeselle Peter Leininger, auf Wanderschaft befindlich, kam den felsigen Saumpfad gegangen, der abseits, doch über der im Talgrund sich schlängelnden Landstraße hinzieht. Das ist ein wenig begangener Weg, dem Burschen begegnete stundenlang kein Mensch, und auch in der Kapelle, auf der Paßhöhe stehend, fand er sich allein, als er sie nun betrat, zu kurzer Rast, und um seine Neugierde nach dem Aussehen des Innenraumes zu stillen.

Zu beten hatte er nicht im Sinn. Dieses Gemütsbedürfnis war ihm schon längerem abhanden gekommen, durch das schlechte Beispiel und die ätzenden Reden eines Mitgesellen, in der Werkstatt, wo er vor Antritt seiner großen Wanderschaft in Arbeit gestanden hatte.

„Der Mensch ist doch auch nichts anderes als ein Tier", so hatte eine der von eindringlichen Gesten begleiteten Darlegungen gelautet, „er soll sich ja nicht einbilden, daß er was Besseres ist. Fleisch und Knochen und Blut, wie ein anderes Lebewesen auch, und auf Nahrungssuche gehend; was du erwischst, das hast du, und du brauchst ja nicht meinen, daß ein großes Auge aus den Wolken herunterschaut und kontrolliert, auf welche Weise du deinen Raub in Sicherheit bringst. Nicht erwischen lassen, das ist das oberste Gesetz. Alles andere kann dir gleich sein. Das Gewissen ist ein Märchen für kleine Kinder und furchtsame Hasen. Geh' einmal hinein in die Anatomie, wo sie die Leichen aufschneiden, und frag', ob sie vielleicht schon einmal ein Gewissen gefunden haben in einem Brustkasten . . .!"

Peter sieht ihn noch deutlich vor sich stehen und das sagen, den rauhen, unbekümmert freisinnigen Erich Rall, sieht die arbeitsschwarzen Hände sich zur Unterstützung der Worte bewegen wie unerbittliche Greifzangen einer Schrottmaschine. Aber, daß diese Zugriffe das Beste aus seinem Innern herauszureißen imstande waren, darüber macht sich Peter Leininger weiters keine Gedanken.

Etwas gelangweilt schaut er im Innern der Kapelle umher, betrachtet mit oberflächlichem Blick die Bilder an den Wänden, von denen keines in seinem Gemüt eine Saite in Schwingung zu bringen vermag, weil die Saiten alle schlaff sind, — und nachdem auf seinem weltnüchternen Gesicht noch ein geringschätziges Lächeln aufgekommen war über den ungestalten Schlüssel, den die Figur des Apostels Petrus in der Hand hält, schickte er sich an, die für ihn nichtssagende Kapelle wieder zu verlassen, um den heutigen Tagesteil seiner Wanderung noch vor Dunkelwerden hinter sich zu bringen.

Schon an der Tür, kam nochmals Hemmung in seinen Schritt, denn da sah er, im kunstvoll gearbeiteten alten Türschloß stecken, den Kapellenschlüssel, der seinen fachkundigen Augen auf den ersten Blick als ein erstrangiges Meisterwerk auffiel. Großes Format, wie man es früher hatte, und der Griff, über dem Ansatzteil, das gleich dem Kapitäl einer korinthischen Säule gestaltet war, aber klein und zierlich alles, der Griff setzte sich aus drei ineinander verschlungenen Bogengewinden zusammen, in abgestufter Linienführung, und im freien Raum dieser drei Kreise stand je ein Kreuz, ein Anker, ein Herz, wundervoll in feinst ausgefeiltes rankendes Gitterwerk verflochten!

Ein Prachtstück! Eine solche Arbeit schaffen, hieße den Meisterbrief für das Kunstschlosserhandwerk in der Tasche haben.

Behutsam, in Ehrfurcht vor solch schönem Stück, zog er den Schlüssel aus dem Schloß, fand auch den Bart überaus wohlgeraten, und hob dann das bestaunenswerte Gebilde gegen das Licht empor, um sich alle Einzelheiten nochmals genau einzuprägen, vor er ihn wieder zurückstecken und weitergehen wollte.

Je länger er ihn aber ansah, desto mehr nahm das Begehren an Stärke zu, das sich anfänglich nur erst leise gemeldet hatte, den Schlüssel zu besitzen, ihn mitzunehmen, seiner Sammlung schöner altertümlicher Schmiedegegenstände einzuverleiben, die er zu Hause hatte, mehrere Stücke schon umfassend, und die er eifrig zu vermehren trachtete.

„Was tut's", dachte er sich, „bei mir ist er besser aufgehoben und weit mehr geschätzt als hier in dieser wildeinsamen Bergkapelle; die Bauern da haben ja doch keine Ahnung, was für eine Kunstschönheit in dem Schlüssel

steckt, und wissen es nicht zu würdigen. Sie werden sich schon zu trösten wissen, wenn sie sich erst weidlich ausgeschimpft haben, und um Ersatz werden sie auch nicht verlegen sein. Ein billiges Vorlegschloß tut's auch, wenn überhaupt eines nötig ist. Denn wie oft kommt denn da schon jemand herauf in diese Abgelegenheit . . ."

Und als er einiges später mit raschen, weitausgreifenden Schritten talwärts weiterging, fühlte er mit pfiffiger Gaunerfreude bei jeder Bewegung das Gewicht des schönen Schlüssels gegen die Hüfte pendeln, den er, mit dem Sacktuch wohlumwickelt, in der Tasche trug. Keinen Blick wandte er mehr zurück, sah auch nicht den rosigen Widerschein der sinkenden Sonne auf den weißgetünchten Mauern des Kapellchens aufleuchten, sah nicht den blanken Abendhimmel überm dunkler werdenden Gebirgskamm blauklar schimmern, nicht den ersten Stern, der sich darin mit noch zaghaft goldenem Licht entzündete.

Einsam stand die Kapelle oben, umgeben von dunklem Kieferngebüsch, aus dessen krüppeligem Gezweig die Dämmerung zu kriechen schien, um die Mauern herum, mit graublauen Schatten, durch die eisernen Gitterstäbe der Fenster, zur halbangelehnten Tür in den kleinen Gottesraum hinein, in dem die heiligen Figuren standen und die Bilder vom Altar und den Wänden herabschauten, als sei nichts geschehen, als wüßte niemand, auch der Herrgott oben nicht, von dem Diebstahl, der hier geschehen war.

Mit sinkender Nacht bekam die Kapelle noch einen Besuch.

Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen, Gertraud Burgstaller, Schreibstubenangestellte in einer Anwaltskanzlei, nun auf Urlaub, hatte an diesem Tag den Reitlerkofel bestiegen, allein, wie sie zu wandern liebte.

Rastend stützte sich Gertraud auf die Fichtenstangen des Geländers, das ein paar Schritte von der Kapelle weg den Abgrund sichert. Des beglückend genossenen Tages froh, schaute sie hinab ins weithin verdämmernde Tal, in dem da und dort schon Lichter aufglommen.

Dann, um der rasch zunehmenden Dunkelheit noch zuvorzukommen und noch ein wenig Tageslicht zur Besichtigung zu haben, wandte sie sich der Kapelle zu, betrat sie durch die halb offen stehende Tür, setzte sich in eine der wenigen Bänke, nahe vor dem Altar, und schaute mit stumm grüßendem Blick zur Muttergottes auf, die zwischen den gewunden aufstrebenden Säulen thronte und noch einen letzten Rest des ersterbenden Tageslichts in den lächelnden Zügen trug.

Plötzlich, erschreckend in ihr beschauliches Hinsinnen hinein, donnerte krachend ein harter Schlag. Aus ihrer Seelenruhe aufgescheucht, wandte sich Gertraud um. Die schwere, eisenbeschlagene Eichentür der Kapelle war zugefallen. Der Bergwind, der abends bei gutem Wetter sich zu erheben pflegte, hatte sie erfaßt und zugeschleudert.

Beruhigt durch die Feststellung der Ursache, kehrte sich Gertraud wieder dem Altare zu, um mit einem kurzen Gebet Abschied zu nehmen.

Aber, als es gesprochen war, und sich das Mädchen dem Ausgang zuwandte, wollte die Tür sich nicht öffnen lassen. So kräftig sie auch am Riegelring zog, das Schloß widerstand, die Tür blieb versperrt.

Eine jähe Angst überfiel und folterte Gertraud, als sie sich so gefangen sah; doch dann faßte sie sich wieder einigermaßen und kramte mit zitternden Fingern Streichhölzer aus dem Rucksack und die Berglaterne. In ihrem Schein untersuchte sie das Schloß, sah den festsitzenden Schnappteil, der nur durch den Schlüssel zu heben ist, aber ein Schlüssel fehlte. Ohne allzu große Hoffnung auf Erfolg probierte sie einen Schlüssel nach dem andern an ihrem eigenen Schlüsselbund, den Haustorschlüssel, den zur Wohnungstür, den Schrankschlüssel. Aber, was sie befürchtet hatte: keiner paßte, sie waren alle zu klein. Nochmals rüttelte sie verzweifelt am Tor, — vergeblich.

Was sollte sie nun beginnen?! Die Fenster standen hoch in der Mauer, und selbst wenn es ihr geglückt wäre, eins davon zu erklimmen, es hätte nichts geholfen, die schmiedeiserne Stäbe davor verlegten ihr die Freiheit.

„Es wird sicher jemand zum Abendläuten kommen", versuchte sie sich trösten. Aber bei genauerem Zusehen, als sie den Raum allumher ableuchtete, mußte sie gewahren, daß die Kapelle überhaupt keine Glocke hatte. In einem plötzlichen erneuten Überfall von Angst über ihre Lage stieß sie einen lauten Schrei um Hilfe aus. Das Gewölbe hallte davon wider, aber dann war alles wieder still. Auch draußen vor der Kapelle alle voll tiefer Ruhe, denn der Bergwind hatte sich unterdessen gelegt.

Als ihr Berglaternchen ausgebrannt war, zündete sie die Altarkerzen an, um mit ihrer Verzweiflung nicht im Dunkeln zu sein.

„Vielleicht kommt doch noch je-

mand vorbei und sieht den Lichtschein in der Kapelle und schaut nach, warum da Licht brennt in der Nacht . . ."

Die Strahlen der Kerzen aber drangen an kein menschliches Auge draußen, sie beleuchteten nur die stummen Zeugen ihrer Pein, glänzten in den goldenen Mantelfalten der Muttergottes und in den Tränen, die dem Mädchen unaufhaltsam über die Wangen rannen.

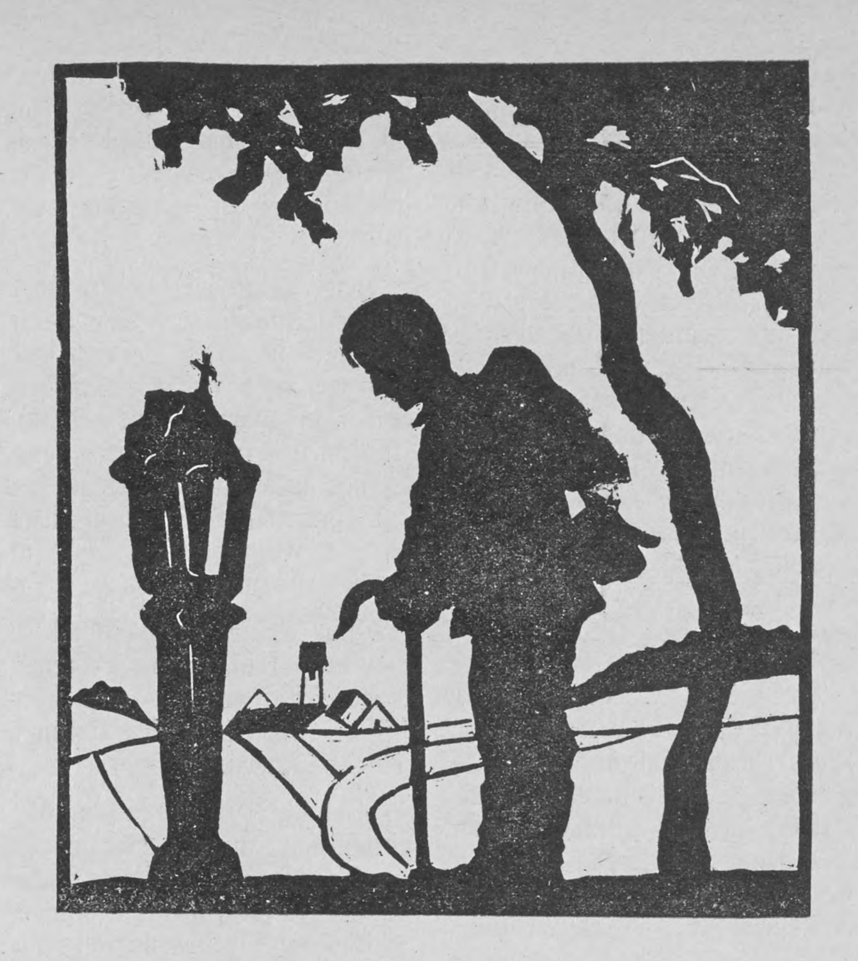
Völlig fassungslos schluchzte Gertraud auf, als auch die letzte der Altarkerzen ausgebrannt war und erlosch, tiefe Finsternis nach sich ziehend.

„O mein Gott! O barmherziger Himmel!"

Ihr erregtes Gehirn quälte sie mit bösen Vorstellungen, wie denn das Weitergehen wird, ob sie denn da überhaupt je noch herauskäme, wie das möglich sein sollte. Solche entlegene Kapellen werden oft bloß ein einziges Mal im Jahr besucht, von Wahlfahrern an einem Frauentag, und bis dahin — es ist unausdenklich!

Ein Stück Mettwurst, etwas Brot, eine Tafel Schokolade und drei Äpfel hat sie im Rucksack. Wie lange vermochte sie damit ihr Leben zu fristen! Bei größter Sparsamkeit? Und was dann? Was dann . . . ?

Mit zunehmendem Zwang drängte sich ihr die Erinnerung an eine Geschichte auf, die sie einmal gelesen hatte. Am Rhein war es, in einer der Burgruinen, da bestieg ein Fräulein, allein auf Wanderung wie sie heute, bestieg den halbverfallenen Turm, und als sie oben auf der Platte anlangte, polterte es hinter ihr von stürzendem Mauerwerk und Gebälk, die Treppe war niedergebrochen, der Abstieg nicht mehr möglich — und Jahre später fand man oben auf der Treppe ein Skelett. Das Skelett hatte eine Armbanduhr um die Gelenkknochen — —.



Mit angstklammen Fingern streifte Gertraud ein Zündholz an, um auf ihrer Armbanduhr nach der Zeit zu sehen. Zwei Uhr nachts. Und im kurzen Flackerlicht des Streichholzes sah sie, wie mit gespensterhaft durch alles Stoffliche dringendem Blick, sah unter dem Uhrriemen durch Haut und Fleisch den Knochen — wie lange noch das lebendig beisammen —?! O Gott, o barmherziger Gott — —!

Aus innerstem Herzen aufflehend warf sie sich auf die Knie.

So hatte sie noch nie gebetet.

Ich habe überhaupt nie richtig gebetet, nur oberflächlich immer, von religiöser Halbheit und Zweifeln waren meine Gebete entwertet, nur aus Gewohnheit ist es geschehen, — wo mein Herz wirklich war, das war Vergnügen, Kurzweil, Tanz, Tand, alberne Weltlichkeiten, schöne Kleider, Eitelkeit — — nur äußerlich bin ich fromm gewesen, nur der Mutter zulieb — o Gott, meine arme, arme Mutter — —"

Kein Zweifel war mehr in diesem Gebet, kein heimliches Fragen, ob denn wirklich ein Gott die Geschicke der Menschen lenkt. Glaube und Vertrauen wurden zur Himmelsleiter — —

* * *

Peter Leininger, der Schlossergesell, nachdem er im Gasthaus zum Geierwirt in Achfeld unten zu Abend gegessen hatte, wollte

noch nicht zu Bett gehen, es war ihm noch zu früh. Er hätte gern mit Tarock gespielt am andern Tisch drüben, aber die Runde war vollzählig, er war überflüssig und als Fremder vielleicht auch nicht erwünscht. Die Einheimischen spielen nicht so ohne weiteres mit einem Unbekannten, von dem sie schließlich befürchten müssen, daß er einen Kartentrick beherrscht, mit dessen Hilfe er ihnen das Geld aus der Tasche holt. Wiewohl, bei ihm bräuchten sie das doch nicht befürchten. Das könnten sie doch seinem Gesicht ansehen, daß er ehrlich ist.

Daß er ehrlich ist?

Bei diesem Gedanken fühlte sich Peter plötzlich von einer peinlichen Richtigstellung überrumpelt, die aus seinem Innern kam: Du bist ja gar nimmer ehrlich! Bis heute Nachmittag bist du es gewesen; jetzt aber nicht mehr. Der Schlüssel! Es ist Diebstahl!

„Ach was, wegen dem lumpigen Schlüssel da, — ist doch kein Wertgegenstand, — ist ja nicht der Rede wert —" So redete er sich selber zu, wollte die innere Stimme verscheuchen, aber es gelang ihm nicht ganz. Ein stechender Rest von Anklage blieb doch zurück, so sehr er auch bemüht war, sich vor sich selber als einwandfrei zu bezeichnen.

Während sich so ein ihm lästiges Für und Wider in seinem Gewissen abspielte, schnitt auf einmal die Stimme des Radio durch den stillen Raum: „Achtung, Achtung! In Ringstadt ist heute nacht eingebrochen worden. Der Einbrecher dürfte ein Wanderbursche sein, der sich gestern durch verschiedene Umstände verdächtig gemacht hat. Nach der Beschreibung der Leute, die ihn gesehen haben, hat er längliches Gesicht, blondes Haar, graue Augen. Anzug ziemlich abgerissen. Zweckdienliche Mitteilungen werden an die Kriminalpolizei in Ringstadt erbeten."

Peter Leininger schreckte übermäßig zusammen. Sonderbar. Auf ihn konnte der Verdacht doch wahrlich in keiner Weise fallen; er hatte schwarze Haare und dunkle Augen, dazu ein breites, festes Gesicht, und auch sein Anzug war ganz ordentlich. Trotzdem zitterten seine Finger auf der Tischplatte vor Erregung.

Zum Teufel noch einmal, er war doch kein Schwerverbrecher. Aber ehrlich bist du auch nicht, flüsterte unentwegt die Stimme in seinem Innern.

Noch im Bett, als er lang nicht einschlafen konnte, verfolgten Peter Leininger die dumme Aufregung. Immer wieder hämmerte es ihm ins Ohr: Einbruch .... Wanderbursche .... Kriminalpolizei!

Als er dann endlich doch eingeschlafen war, umdornte ihn ein wirrer Traum. Das Herz aus dem Schlüsselgriff wuchs groß, wurde rot und lebendig, begann zu zukken, und war miteins sein eigenes Herz, das offen, von Fleisch und Rippen entblößt, in seiner Brust lag und angstvoll hämmerte. Denn der Anker, riesengroß aus dem Schlüsselgriff ragend, hakte darnach mit seinen spitzen Widerhaken und kam ihm so drohend nahe, daß er es erfaßt und versehrt hätte, wenn Peter sich nicht an das Kreuz hätte klammern und daran emporziehen können, das ihm rettend aus dem dritten Griffring des Kapellenschlüssels entgegenwuchs.

Benommen, unausgeruht, innerlich müde und freudlos erwachte er im Morgengrauen.

Peter stand auf und kleidete sich an. Als er die Joppe anzog und dabei das Gewicht des gestohlenen Schlüssels in der Tasche an die Hüfte prellte, stand miteins, unvorgedacht, der Entschluß in ihm da: Der Schlüssel muß wieder da hin, wo er hingehört!

Er wanderte zurück, durch Tau und aufsteigenden Tag, den Weg, den er gestern gekommen war, hinauf zur Kapelle. Steckte den Schlüssel, nachdem er ihn noch mit einem Blick voll größeren Wohlgefallens als gestern bewundert hatte, die wundervoll umschlungenen Sinnbilder von Glaube, Hoffnung und Liebe im dreigeringten Griff, steckte ihn ins Schloß und öffnete. Trat ein, um zu beten zu versuchen, nach langer Zeit wieder einmal, ein Dankgebet, dafür, daß er seine innere Sauberkeit wiedergefunden hatte.

Nicht wenig erschrack er, als er auf den Steinfliesen den zusammengesunkenen Körper eines Mädchens hingekauert fand. Er kniete bei ihr nieder, beugte sich über sie, bemerkte froh, daß sie atmete, und weckte sie behutsam.

Verwundert schlug Gertraud die Augen auf. Dann aber wußte sie schnell, was dieses Gewecktwerden für sie bedeutete. Tonlos

---

Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen, sein Name sei gepriesen.

fast vor Glück kam es ihr über die Lippen: „Gott sei Dank!"

Sie streckte Peter die Hand hin, drückte kräftig die seine:

„Sie sind mein Retter!" Er wehrte ab:

„Beinahe wäre ich vielleicht Ihr Mörder geworden —"

Es war ihm unüberlegt entfahren, gern hätte er es ungesagt gehabt, aber nun, da es gesprochen war, mußte er den fragend auf ihn gerichteten Augen Rechenschaft geben.

Es war wie eine Beichte, als er dem Mädchen, in der Kapelle — sie saßen auf einer Betbank nebeneinander — die Umstände und den Verlauf gestand. Er schonte sich nicht dabei, und er spürte, wie ihm davon Erleichterung und Entlastung zuteil wurden, abfallend vom bedrückten Gewissen wie Stein um Stein.

„Nun werden Sie mich wohl verachten —", fügte er hinzu, nachdem er geendet, und Gertraud den gesenkt gehaltenen Blick noch nicht gleich wieder erhob.

Aber sie schüttelte den Kopf:

„Nein — in keiner Weise —"

Große Wärme lag im Klang, wie sie es sagte.

Sie erhoben sich, traten in die Sonne hinaus, die nun mit erstem Gestrahl die Höhe übergoß.

An der Tür, ehe sie gingen, betrachteten sie noch einmal miteinander den Schlüssel.

„Ein überaus schöner Schlüssel", bewunderte ihn Gertraud, und fuhr fort in Versonnenheit:



„Nicht nur, weil er schön gearbeitet ist, — nicht nur, weil er mir die Freiheit wiedergab, — sondern, weil er mir eine Tür öffnete, die länger als nur eine bange Nacht verschlossen war; — ich habe durch ihn wieder richtig beten gelernt —"

„Mir ging es nicht anders", sprach Peter weiter, „auch mir hat er eine zugefallene Tür wieder aufgemacht — Sie wissen es ja nun — —"

Hinunterschreitend schauten sie an der Wegkrümmung, von der aus man letztmals noch die Kapelle sehen kann, zu ihr zurück. In vollem Morgenlicht lag sie da, blendend weiß und rein. Auf dem Schlüssel, der außenwärts im Schloß steckte, auf dem Dreigeschling der Sinnbilder von Glaube, Hoffnung und Liebe, funkelte diamantenhell ein sprühendes Glanzlicht.

Knie nieder vor dem Gottesantlitz in deinen Brüdern.

Dr. Sonnenschein.

Um eine Wiese

Erzählung von Peter Dörfler

Ein junger Bauernbursche mußte zur Arbeit in einen Wald, der mehr als zwei Stunden Weges von seiner Heimat entfernt war. Als er die Morgensuppe gegessen hatte und unter der Türe stand, mahnte die Mutter: „Nimm doch Weihbrunn, daß du gesund an Leib und Seele heimkommst!“ Er lachte: „Da draußen bin ich so sicher wie an deiner Rocktasche. Es gibt keine Räuber, kein wildes Wasser und ich wüßte auch sonst nichts, was zu fürchten wäre!“ „Wer weiß!“, rief die Mutter hinter ihm drein und sprengte ihm Weihwasser nach, „man kann nie sagen, was einem alles begegnet!“

Als der junge Mann durch das schöne Herbstland kraftvoll dahinschritt, fielen ihm auf einmal die Worte der Mutter ein. Er mußte lachen: Ja, ein wenig gefährlich ist's immer am Sonntag. Da lauern die zweiunddreißig Kartenblätter und die höhnisch-aneifernden Gesellenreden, die einen Nachtbuben aus ihm machen wollen. Ja, wenn ihn die Taler im Sack nicht reuten! Es lauerten da auch zwei gewisse, schwarze Mädchenaugen. Wenn das die Mutter wüßte, sie wäre in Angst Tag und Nacht. Aber auf diesen einsamen Wegen wartete höchstens die Langeweile, wenn einmal die Nebel ihre Zeit hatten. Für heute führten sie freilich noch durch ein kleines Stück Paradies. Auch war der Tisch fast wie im Paradies gedeckt. Der Herbst ist der Garkoch des Jahres und sein Essen steht fertig in tausend Pfannen. Jeder darf ungefragt wie Gottes Getier und in voller Unschuld zugreifen. So füllte er sich denn an der Hecke vor einem Dorf die Taschen mit Haselnüssen. Aufwärtssteigend knackte er sie und wie verschlossene Männer war eine jede es wert, daß man sie anbohrte. Oben an einem Waldrand brockte er als Zukost glänzend betaute Brombeeren; die waren so schwarz und süß wie jene schwarzen Mädchenaugen, aber ganz ungiftig und gefahrlos. So erwog er wieder in Erinnerung an das Abschiedswort der Mutter. Noch erlustigte er sich im Anblick der unter ihm liegenden Täler, aus denen sieben Kirchtürme ragten, bald offen von der Sohle bis zum Scheitel, bald wie Kinder, die versteckt und neugierig hinter den Falten des mütterlichen Rockes hervorschauen. Nun mußte er in einen Tannwald, der finster und einförmig war. Er kam ins Träumen und wurde durch die Sorge aufgeschreckt, er möchte den rechten Weg verfehlt haben, so genau er ihm auch beschrieben war. Und er machte längere Schritte, um bald wieder einen Ausblick zu gewinnen. Und da sah er die Sonne wie ein Bündel von glühenden Händen durch das Astwerk brechen und all die sprühenden Finger zeigten auf eine Lichtung und das braunrote Getäfer eines Hofes, der als ein massiges Geviert in der Mitte stand. Vollends aus dem Wald tretend schaute er mit staunenden Augen auf das Gut. Er blieb stehen und mußte sich sagen, daß er solch etwas Vollkommenes noch nie gesehen habe. Wahrlich Gott selbst hatte hier einmal die Grenzen geschaffen. Hinten, gegen Norden schied der Wald, zur Rechten und Linken und auch gegen Süden fiel der Hügel steil ab. Man schaute da auf Buschwerk und Weiden, auf andere Höfe, auf das Rinnsal eines Flusses und auf die wie dicht gedrängte Herden hingelagerten Dörfer. Über eine dunkle Waldfläche herein leuchteten die gezackten blauen Berge. Der Hof war wie die Krone dieses ganzen Landes. Warum stand hier keine Burg, warum war der Besitzer nicht Herr dieses ganzen Landes geworden? Immerhin, wenn er so an schönen Tagen wie heute vor seiner Türe stand, mußte er das Gefühl eines Fürsten haben. Man sah wenigstens den Gebäuden einen solchen Stolz an. Dachreiter und First, ja sogar der Düngerhaufen waren mit einer gewissen Zierlichkeit gebaut. Wie jeder Obstbaum in dem weitgeschwungenen Garten mit blanker Rinde gleichsam festtäglich dastand, so waren auch Stall und Scheune, Äcker und Wiesen gepflegt, als erwartete man einen Hochzeiter. Langsam und mit oftmals zaudernden Schritten ging der Bursche durch die Gründe an dem Hof vorbei. Ihm war als habe er all das schon einmal geträumt und müsse es auch heute wieder als einen Traum zerfließen sehen. Von einem Apfelbaum prasselten eben

die geschüttelten Früchte, er wog mit Kennerblick die Herde, die fröhlich zur Weide getrieben wurde. Ein kräftig gefügter Zaun und ein üppiger Graspolster nahmen sie auf, ein Tier war schöner als das andere. Während sich unten in den Tälern eine blasse Dunstschicht ausbreitete, leuchtete hier oben jeder Zaunpfahl in kräftigen Farben. Er meinte seine Mutter und alle Leute, die er schätzte, herbeirufen und sie zu Teilnehmern seines genießenden Schauens machen zu müssen. Als er dann seine Arbeitsstätte im finstern Forst gefunden hatte, schaffte er in frohem Eifer. Es war ihm immer, als stünde auch er heute auf einem Platz, von dem aus er herrschend um sich blicken konnte. Er freute sich auf den Rückweg und daß er ein paar Wochen lang täglich zweimal durch das Paradies — so nannten seine kosenden Gedanken das Gut — wandern durfte.



Seine Freude ermüdete in der Folge nicht und seine Augen aßen sich nicht satt. Der wohlgeratene Hof ließ ihn alle Beschwerden des Weges und der sich mühsam hinziehenden Arbeit vergessen. Denn bald gab es keine Haselnüsse und Brombeeren mehr zu naschen.

Dicke Nebel verlegten ihm die Sicht auf die sieben Kirchtürme, der Winter warf ihm Sturm und Schnee entgegen. Aber wenn der Junge in der Nähe des Hofes kam, dann erschien ihm das Wetter doch weniger hundemäßig. Er ging langsam und langsamer, schaute, daß ihm schier die Augen über den Zaun sprangen und sah immer aufs neue etwas, was ihm wohlgefiel. Wie andere von Prinzen und fernen Wunderländern träumen, so setzte er diesen Hof in die Mitte all seiner Träume, und wie andere von dem königlichen Schloß in der Stadt erzählen, so erzählte er den Freunden und Verwandten von jenem Hof hinter dem Walde. So großartig und bewundernswert erschien er dem Burschen, daß es ihm nie einfiel, ihn außerhalb eines spielenden Traumes zu begehren. Er kam sich schon glücklich vor, daß er ihn entdeckt hatte und immer wieder von neuem sehen durfte.

Während er aber so oft vorbeikam und sich die Augen aussah, wurde er auch vom Hofe aus beobachtet. Die Tochter des Bauern konnte sich nicht vorstellen, daß man wegen Ställen und Düngerhaufen so leuchtende Augen bekommen könne und so oft und in solcher Andacht dieses Weges gehe. Sie wurde von diesen spähenden Blicken förmlich angezogen und geangelt, kam in den Garten, an den Zaun, wenn der Bursche vorbeiging, die Neugierde brachte sie dazu, ein Gespräch anzuknüpfen und schließlich erfuhr er das beseligende Glück, bei einem Unwetter in die Stube geladen zu werden. Dort gefiel es ihm nun erst über Maßen. Das Inwendige des Hofes war so, daß man es nur mit Heimweh wieder verlassen konnte. In seiner Herzensfreude verriet er, welche Lust ihm auf seinem Wege der Anblick des Gutes gewährt habe und wie es ihm als das Schönste im ganzen Lande erscheine, wie er nichts zu tadeln vermöchte und sich oft vorstellen müsse, hier als Knecht zu schaffen, sei schon ein wahres Glück, aber es zu bewirtschaften und zu besitzen, müsse einem doch

eine Freude geben, daß man überhaupt nicht zu schlafen vermöge. Dem Bauern gefiel der starke, junge Mann, der ein so glühendes Interesse an allem zeigte, was ihm selber wert und als der Stolz seines Lebens galt. Er suchte einen Schwiegersohn, der all das schätzte und zuverlässig zusammenhielt, und da seine Tochter glaubte, dieser Mensch sei ihr in wunderbarer Weise bestimmt, zögerte er nicht lange, ihrer Wahl zuzustimmen und der junge Mann sah sich in kurzer Zeit als den Besitzer jenes Gutes, das er sich früher bei wachen Sinnen zu begehren nicht getraut hätte.

Er hatte nun ein tüchtiges Weib und bald auch einen Sohn und darnach noch mehrere gesunde Kinder. Ihm war das alles wert, doch wenn er so recht glücklich sein wollte, dann spazierte er über seine Felder und ließ sein Auge über das Gehöft schweifen, und wenn er sich ein Unglück vorstellte, dann brannte dieses ab und er verlor einen seiner Äcker. Seinem Ältesten suchte er früh die Augen zu öffnen, daß er dieselbe Lust an diesem Besitztum hatte wie er selbst. Wenn seine Mutter zu Besuch kam, so wurde sie mit Bangen erfüllt, wenn er ihr sein Gut zeigte und sich seinetwegen so gar glückselig pries, und wenn er keinen Gedanken an Weib und Kind noch an etwas anderes zu haben schien, sondern nur von den Äckern und Wiesen und von dem lückenlosen Bund seiner Flur sprach. So sehr sie ihm sein Glück gönnte, so fürchtete sie doch, er möchte es zu seinem Gott machen und ihr war ein Besitz unheimlich, den man so gar umsonst entgegennahm und festhielt. Sie langte in das Weihwasserkesselein, aber sie fand es ausgetrocknet und verstaubt. Der Bauer sah es und lachte: „Seitdem ich damals an mein Glück ohne das hingelaufen bin, halte ich nicht viel darauf!"

Die Mutter sah ihn forschend an, dann sagte sie: „Nun — schließlich . . . wenn du nur auf unsern Herrgott etwas hältst! Oder ist dieses Kesselchen auch so ausgetrocknet und verstaubt! Noch weiß ich immer nicht, ob du damals wirklich an dein Glück hingelaufen bist!"

„Macht nur so fort, vielleicht jammert Ihr mir ein Unglück herbei!"

„Und wenn es käm, du hast ihm alle Tore sperrangelweit aufgetan!"

„Schauen wir lieber die Sache an!", schnitt er das Gespräch ab, und führte die Mutter auf die Äcker, verscheuchte so alle Schatten aus seinem Herzen, und redete mit so freudiger Begeisterung auf die Mutter ein, daß auch sie für Augenblicke das ängstliche Bangen, das sie befallen hatte, vergaß. Kaum hatte sie von ihm Abschied genommen, da lastete es mit neuer Wucht auf sie herein.

War die Mutter begabt gewesen, fernes Unglück zu ahnen, wie das Wild die ferne Feuersbrunst der Steppe wittert? Oder war sie dem Sohn als Bote geschickt worden, daß er ihn mahnte, auf seiner Hut zu sein?

Er war bisher allein auf der grünen Tafel seines Hügels gesessen und nun auf einmal sollte er sie mit einem zweiten teilen!

Der südlich von ihm gelegene Nachbarhof war seit Jahrzehnten von Hand zu Hand gewandert. Inmitten von griesigen Äckern, verfilzten Wiesen und buschigen Weiden war er in bösen Zeiten fast gänzlich zerfallen. Ein neuer Käufer nun nahm ihn in eigene Hand, schaute überall nach dem Rechten und vor allem nach den gänzlich verwahrlosten Grenzen. Er behauptete nun, die eine Wiese auf der Höhe des Hügels gehöre noch heute zu seiner Gemarkung. Als Schafweide habe sie früher deutlich von den fetten Gartengründen hinter ihr abgestochen; der magere Streifen sei von Jahr zu Jahr schmäler geworden und schließlich ganz verschwunden. Der Bauer vertrieb den Nachbarn, der innerhalb seines Besitzes Pfähle eintreiben wollte, mit der Axt. Er bedauerte nur, daß der Streit nicht wie zu alten Zeiten mit der Axt gänzlich ausgetragen werden konnte. Er hätte den blutigsten Strauß nicht gescheut. Aber der Nachbar ging zu Gericht und nun wurde der Kampf erst schwer und schmerzlich. Der Bauer mußte, um zu obsiegen, lügen und sein Gewissen einsperren. Er mußte sagen, sein verstorbener Schwiegervater habe den Grenzpfahl schon da gefunden, wo er heute stehe, habe ihm oft und oft erklärt, seit urvordenklichen Zeiten sei der heutige Besitz ungeteilt in einer Hand gewesen und widerrechtlich habe einmal ein unkundiger Nachbar jenes Stück zu seiner Schafweide gemacht. Aber es kam noch schlimmer. Er mußte seine Lügen beschwören und rettete die schlanken und untadeligen Glieder seines Besitzes, indem er seine Seele verkrüppelte und mit einem Meineid belastete. Dieser Kaufpreis fiel ihm wahrlich nicht leicht. Es war ihm schwül, als er den gefährlich forschenden Augen des Richters trotzte, als er dem schmerzvoll die Arme emporkrampfenden Kruzifix und dem milden Schein der zwei Kerzen trotzte, die ihn an seine heiligsten Stunden im Leben erinnerten.

Und als er darnach auf jenem Pfad emporschritt, auf dem man rückwärts blickend die sieben Kirchtürme sehen konnte und auf dem wieder Haselnüsse und Brombeeren zum Pflücken einluden, da schaute er weder zurück, noch erquickte er sich mit einer einzigen Frucht, sondern stieß immerfort mit den genagelten Schuhen harte Kieselsteine vor sich her und schlug mit seinem Stock Disteln und Baumzweige ab. Um seine Brust schnürten sich Stricke und zwängten den Atem. Er erinnerte sich, wie er damals die [illegible] verlacht hatte, als sie davon sprach, wie überall Versuchungen lauerten. Auf ihn hatte das Glück gelauert — — oder doch die Versuchung? Diesen letzten Satz wiederholte er immer und Schauder überrannen ihn. War es nun sein Glück oder seine Versuchung gewesen? Oder hatte die Versuchung erst heut im Gerichtssaal, mit jener Wiese begonnen? Wie doch so alte Frauen oft sinnlos daherreden, einen mit Altweibergeschwätz reizen und dann endlich haben sie doch recht!

Als er durchs Waldesdunkel ging, wurden seine Augen feucht; er hätte sich gern an einen Baum gelehnt, um sich recht auszuweinen, denn daheim an sein Weib konnte er sich nicht flüchten. Aber er fürchtete sich, gesehen zu werden und ging rascher weiter und schauderte vor den schwarzen Pfützen auf dem moorigen Weg und vor dem Ächzen der Äste und dem Krächzen der Raben. Er überschlug alle Wege, die zur Erleichterung seines Gewissens führen konnten, ohne die Wiese aus dem kostbaren Reif seines Gutes brechen zu müssen und überlegte endlich, ob es nicht einen Weg zurück gebe in die Reinheit eines unbelasteten Gemütes, selbst unter Darangabe der Wiese. So kam er aus dem Wald und vor sein Gut. Die Sonne lag wie ein ungeheurer Edelstein am Rand des dunklen Waldes und übergoß den Hof und die Äcker und Wiesen mit ihrer milden, goldenen Flut. Alles lag da, gleich einem gesundbackigen, rosigen Wesen. Es war ihm, als grüßte ihn dieses herrliche Gut als seinen Retter vor Bedrängern und als rechtfertige diese seine Gefahr und Not jede Art von Notwehr. So schön kam ihm der Hof vor wie damals, als er ihn zum erstenmal gesehen, so schön, als käme er jetzt nach Jahren aus schrecklicher Ferne und Fremde und unerträglichem Heimweh in seine Heimat zurück. Er pfiff ein heiteres Lied, er sah ganz voll Unschuld in die unschuldig jubelnden Augen der entgegenspringenden Kinder, ganz voll biederer Festigkeit und Unschuld in die schreckhaft forschenden Augen der alten Dienstboten, sah sie, die zuerst an dem meineidigen Herrn wie an einem Monstrum aufschauten, so glückselig, treuherzig und unbeirrt an, daß sie an ihrem Wissen irrten und nicht mehr wagten, ihn für schuldig zu halten. Das alles geschah in der ersten Freude des gerettet geschauten geliebten Gutes. Aber er mußte darnach noch oft durch jenen dunklen Waldpfad und durch jene qualvollen Gewissensbedrängnisse. Er mußte für sein Gut und jene Wiese bezahlen, wie jeder Mensch für ein Glück bezahlen muß, und auch jenes Trotzen, vor dem Kreuz schrie nach Genugtuung. Jener Nachtbar, den er um die Wiese gebracht hatte, war so klug, daß er ihn nie hieß, was er ihn im Herzen und im vertrauten Kreise nannte, aber er spuckte vor ihm aus, so oft er ihm begegnete, ob allein, draußen auf der Flur oder auf dem Kirchweg oder auf dem Markt. Dieses stumme Zeichen der Verachtung ertrug er von Jahr zu Jahr schwerer. Bald waren die Kräfte der Gegenwehr, gleichgültiges Hinnehmen, Spottreden, Hohn, hochmütige Miene verbraucht. Der Nachbar ließ sich durch nichts beirren; in unentwegter Gleichförmigkeit, stets mit einer gewissen Feierlichkeit, ohne sich übermäßig und possenhaft zu ereifern, wiederholte er das Zeichen der Verachtung. Er unterließ es nicht, als der Gegner von einer langen Krankheit heimgesucht worden war und nicht, als er selbst gleichsam von den Toten wieder aufstand, er schenkte dem Feinde diese Verdemütigung nicht am Weihnachtstag und nicht am Tage nach einem schweren Hagelwetter, als alle Gegner durch das gleiche furchtbare Unglück zueinander getrieben wurden. Unser Bauer wich diesem schreckbarbeharrlichen Nachbar aus, wo er konnte, aber oft traf er ihn gerade, wenn er einen Umweg machte, um ihm auszuweichen. Wären sie miteinander in die Welt hinausgetrieben worden, so hätte der Glücksbauer eines Tages an irgend einem Kreuzweg, an irgend einer Kirche oder auf freiem Felde eingestanden: Die Wiese ist dein, ich habe einen Meineid geschworen. Nimm sie hin, aber höre nun auf, mich zu quälen! Doch wenn ihm im Walde, in der Kirche oder nachts im Bett solche Gedanken kamen, dann wurden sie in alle Winde zerstreut, sobald er wieder auf seinem Acker oder im Garten stand. Dann war ihm jenes Zeichen nichts, ein Verbrechen war es wieder, den edlen Reif der Flur zu zersprengen. Um ihretwillen muß=

te jene Verachtung getragen werden, sie war es wert, sie war noch größere Leiden wert.

Nach einiger Zeit traf ihn das große Unglück, daß drei seiner Kinder an der Halsbräune starben. Seinem Weib brachen diese furchtbaren Tage das Herz. Es mußte zu den Kindern gebettet werden. Er stand auf dem Friedhof lange Zeit wie einer der Grabsteine, ohne Regung und Bewegung, er klagte und weinte nicht, aber sein Gesicht zeigte die Starre eines ungeheuren Schmerzes. Als er die Friedhofspforte verließ, stand der Nachbar dort und spuckte vor ihm feierlicher als jemals aus. Da brachen ihm endlich die Tränen vor, er würgte und schluchzte und ging in lauten Klagen und Selbstgesprächen zu seinem Hof. Er versprach sich, in seinem Schmerz, jene Wiese zurückzugeben, aber als er dann langsam von Acker zu Acker ging, erleichterte sich sein Schmerz. Was war denn geschehen? Nichts von dem, was er so tief liebte, fehlte, alles lag unangetastet an der Sonne, die Äcker dehnten sich so lang und wohlbebaut wie immer, die Zäune liefen im Geviert, die Äpfelbäume breiteten ihre Kronen und die Ställe standen voll Vieh. Da tröstete er sich und sah ein, daß er wieder froh werden könne. Der Nachbar stellte von diesem Tage an seine Fehde ein, das Unglück hörte auf, ihn zu bedrängen, sein ältester Sohn schlug ihm in allen Dingen getreulich nach und zeigte vor allem die gleiche große Liebe zu dem Hof. Sie sprachen miteinander nie von der verstorbenen Mutter und den Geschwistern, nie von den Angelegenheiten der Gemeinde, sondern immer nur von den schönen Äckern und Ställen und von den Angelegenheiten des Hofes. Eine beleidigte Frau, die ihn umsonst um ein Darlehen gebeten hatte, warf ihm einmal ins Gesicht: „Du, man gibt dir auch nicht mehr mit als die paar Bretter und die Hobelspäne als Kissen!" Darauf sagte er: „Was schadet das, aber der Hof bleibt ganz und ungeteilt in einer Hand!"

Als es aber zum Sterben kam und er lange Wochen in sein Bett gebannt dalag, ja vom Star geblendet, nicht einmal mehr die Pfleger um sich her sehen konnte, da kehrten jene Bedrängnisse zurück. Der Priester kam und kam wieder und legte ihm die Buße auf, das unrechte Gut zurückzugeben, spendete ihm nur unter dieser Bedingung die Lossprechung. Da versprach er die Rückgabe, schob aber das Bekenntnis immer wieder hinaus. Der Tod hatte ihn schon an der Kehle und in schwerem Halbschlaf war ihm, als spuckte seine gute Mutter, ja die Gottesmutter selbst vor ihm aus. Er bat um Weihwasser und ließ immerfort Weihwasser um sich sprengen, damit die bösen Geister vertrieben würden. Auf einmal rief er den Sohn zu sich und befahl allen andern, ihn zu verlassen. Wieder und wieder fragte er, ob wirklich alle hinausgegangen seien, dann ob die Türe geschlossen und geriegelt sei. Als der Sohn versicherte, daß sie ganz allein und ungestört seien, bekannte er röchelnd und vom Tode umflort, was er getan habe: „Du mußt die Wiese zurückgeben, sonst kann ich nicht ruhig sterben."

Er tastete dabei nach dem Sohn. O, er kam von draußen und seine Kleider waren warm von der Sonne und er duftete nach Heu, denn es war Erntezeit!

Der Sohn kam von draußen, wie sein Vater gekommen wäre, hätte er noch einmal hinausgehen können, ganz erfüllt von der Lust an seinem schönen Hof, von dem Wert und der Tracht der eben abmähten Wiese: „Aber Vater," sagte er nach einer Pause harten Schnaufens, „das ist doch gerade unsere beste Wiese, und der ganze Hof ist verdorben, wenn man sie herausnimmt!"

Und lange schwiegen beide in heißem Ringen nach einem Ausweg. Schon dachte der Sohn: Gibst zum Scheine nach, daß er ruhig sterben kann! Da kam es aus dem röchelnden Mund: „Du bist ein Braver! Und du hast recht! Es wird schon auszuhalten sein . . da drüben, das Feuer . . . !"

Und reckte sich und starb.

Der Sohn rief die Leute, sie kamen alle und sprengten Weihwasser und stellten das Kruzifix an sein Bett und die zwei Kerzen. Der Tote starrte in das flackernde Licht wie einer, der etwas Entsetzliches sieht! Der Sohn aber drückte ihm die Augen zu und ging dann aufatmend mit den Knechten auf die Wiese.

DANKGEBET DER SCHNITTER

Du, der vom ersten Sprosse
Bis zu der Erntefahrt
Vor Wetterschlag und Schlossen
Die Frucht im Feld bewahrt,
Der über Wolken wachte
In Glanz und Sonnenglut,
Der auch der Armen dachte,
Die ohne Grund und Gut,
Hab' Dank für Tun und Taten
Und mach' die Scholle gar
Und segne uns're Saaten
Auch für das nächste Jahr!

Clemens Wagener.



Bernhard der Schmied

★ ★ ★

Von Maria Müller, München.

Fortsetzung

Die Hackerschmiedin wollte keinen Stein nach der Rede des Paters werfen, aber sie machte auch nicht Reu und Leid. War da zum Beispiel der Chirurgus, der ihren Stolz schwer gekränkt hatte. Auch der Bürgermeister mit seinem dummen Gerede von der armen Wittib fiel ihr ein. War's ihre Schuld, daß diese Herrenmenschen im Weib nur die schlechtere Hälfte sahen? Man wünscht ihnen nichts Böses, dachte Frau Magdalena, aber ich bin fertig mit diesen Leuten. Man muß Charakter haben, soll schon mein Großvater selig gesagt haben.

Und dann war sie schon wieder bei ihren Plänen, wie sie alle bei ihren Plänen waren, denen der große Schrecken und das furchtbare Elend nicht die ganze Besinnung genommen. Sie gehörte ja zu denen, die kein Anerbieten von Nachbargemeinden annahmen, weil sie an Ort und Stelle sein wollten. Auch in der Hackerschmiede waren die Grundmauern der unteren Stube stehen geblieben, wie in manch anderem Haus, und nachdem man notdürftig aufgeräumt, mußte ein Zeltdach zum Nächtigen genügen. Immerfort rollten Wagen mit Unterstützungen ein. Bis von Regensburg, Freising, Landshut kamen Gaben, die in aller Eile gesammelt worden waren. Aber freilich, es war nicht im mindesten Ordnung noch Einteilung. Die einen kamen im heruntergeschafften russigen Arbeitsgewand vom Friedhof, die anderen standen schon wieder am schweren Werke — im geblumten Sonntagskleid eines modischen Fräuleins oder im Bratenrock eines hohen Herrn. Jeder nahm, was er bekam und keiner fand jetzt irgend etwas unpassend oder lächerlich.

„Ist der Brendl 'leicht wieder in Waldsassen?", fragte die Tuchmacherin, die sich beim Stadtwärtsgehen zu ihr gesellen wollte.

Die Hackerschmiedin nickte so kurz, daß der andern die Lust zum Weiterfragen vergehen mußte. Was ging's die Leute an, wenn ihr Bub die Ofensetzer-Lisbeth auf dem Gaul zu ihren Vater brachte? Das arme Ding möcht' sich ja die Füße wundlaufen, um bald hier an der Brandstätte Ordnung zu schaffen, bald den Ofensetzer auf seinem Lager in des Paters Zelle zurechtzurichten. Freilich, daß er wie ein Knappe neben einem Edelfräulein dahinmarschierte, schien der Hackerschmiedin übertrieben, aber noch einmal, was ging's die Leute an? Schaffte er nicht für drei, wenn er in Tirschenreuth war?

Mit stolz erhobenem Kopf wollte sie schweigend weitergehen.

„Die Frau vom Doktor muß es aber bös mitgenommen haben", wußte die gesprächige Tuchmacherin noch zu berichten. Als sie die gespitzten Ohren der Hackerschmiedin sah, fuhr sie ermutigt weiter. „Gelähmt soll sie sein, muß ein richtiges Schlagerl über sie gekommen sein, ein richtiges Schlagerl."

Die Hackerschmiedin hatte auf ihre Eile vergessen. Sie war stehen geblieben.

„In Bärnau beim Stadtrichter ist sie untergebracht, muß gehoben und gelegt werden wie ein kleines Kind, sagen die Leute."

Fast hätte Frau Magdalena aufs Weitergehen vergessen. „Ja, ja", sagte sie schließlich.

Es war ihr etwas leichter geworden.

Am selben Abend, da Mutter und Sohn in wollene Decken eingehüllt in ihrer Stube von ehe-

dem saßen, sagte die Mutter wie von ungefähr: „Die Frau Doktorin soll der Schlag gerührt haben. Sie ist ganz lahm, sagt die Tuchmacherin."

Berndl sah erstaunt von seinen gebratenen Erdäpfeln zur Mutter hinüber. Wieder war es ihm wie in Pater Baumanns Zelle bei der Erzählung des Ofensetzers. Im Halbdunkel des Verständnisses waren innere Zusammenhänge fühlbar, doch greifbar waren sie nicht.

Eines aber war auch für den jungen Buben greifbar. Die Mutter, seine Mutter, war schadenfroh. Hatte sie, die Wortkarge, ihm je einen Stadtklatsch nacherzählt? Was gehen uns die andern Leute an, pflegte sie zu sagen, wenn er einmal in kindlichem Mitteilungstrieb eine Neuigkeit aus der Stadt auftischen wollte.

Und warum eigentlich?

Berndl wußte nicht, was der Chirurgus seiner Mutter zuleid getan hatte, aber, daß es nicht sehr schlimm gewesen sein konnte, das begriff er von Jahr zu Jahr mehr. Alle Leute, die er sprechen hörte, hatten ihn doch gern, und er selber hatte in seinem Spargeld manchen Kreuzer, der vom Doktor stammte. Die Mutter hatte freilich keine Ahnung, daß des Doktors kleine Geschenke mithalfen, die Schulden abzuzahlen. Denn Berndl schwieg wohlweislich davon. Er hätte ja wohl die Kreuzer mit Tageszinsen wieder zurücktragen müssen.

Daß der Doktor mit seiner Frau ein „rechtes Kreuz" habe, war ihm schon öfter zu Ohren gekommen. Vielleicht galt das dem feingewirkten Schal mit den langen Fransen und den Strohkorb voller Blumen, den sie im Sommer als Hut getragen hat, hatte er sich damals ausgedacht. Das mußte ja erschreckend viel Geld gekostet haben, denn der Nachbar Schuster, der Soldat gewesen und gegen Napoleon gezogen war, hatte schon oft seinen Spruch darüber gesagt. „Vor zwei Jahren, bei der Völkerschlacht bei Leipzig", pflegte er zu sagen, „wie sie den Chirurgus am Verbandplatz angeschossen, habe er nicht so viel bluten müssen, als für diese Toiletten, die geradenwegs von Paris kamen."

Daher rührte auch Bernhards Scheu vor dieser „herrschaftlichen Frau", wie er sie immer nannte.

Jetzt waren seine Gedanken bei Matildchen. Recht linkisch waren sie und sie stolperten in seinem Hirn herum, als lägen die Prügel kreuz und quer vor ihnen. Aber er hatte Angst um Mathilde, das war klar, und den lebhaften Wunsch, etwas für sie zu tun.

Überhaupt, er kannte sich jetzt oft selber nimmer. Seit dem Brand war er ein anderer geworden.

„Bist schon fast ein Mann, Bub", hatte Pater Baumann an jenem schrecklichen Morgen beim Abschied zu ihm gesagt. Es war etwas in ihm aufgestanden, das vertrug sich mit keinem Schusserspiel mehr. Er wollte schaffen und — war's das?, für andere schaffen, andere beschützen. Wenn die Ofensetzer-Lisbeth ihn so hilflos ansah, dann hätte er am liebstens eine Mauer um sie gebaut, durch die kein böses Wort und kein giftiger Blick dringen konnte.

Und Matildchen, das jetzt eine lahme Mutter hatte? Was konnte er für Matildchen tun? Und für seine Mutter? Würde die Mutter ihn je brauchen? Sie, die so kräftig war und nie, gar nie klagte, das Mannweib, wie einmal der Bürgermeister sie spöttisch genannt haben soll?

Langsam und feierlich zupfte er an seinen Kartoffelschalen herum, als ging's nach dem Millimeter.

Die Hackerschmiedin hatte den vor sich hinbrütenden Buben nicht aus dem Auge gelassen. Er war ihr unheimlich jetzt, denn seit den letzten Tagen wußte sie genau, was sie bei dem Kinde nicht hatte ernst nehmen wollen: sie und ihr Sohn waren zwei verschiedene Welten. Der Ozean, der sie trennte, war die Güte.

Kraft und Fleiß und zähe, trotzige Ausdauer, die sie ihm als Erbe habe mitgeben wollen, waren an ihm nicht verschwendet. Aber das gute Herz, das alles andere besiegt, das mußte er vom Vater haben. Die Hackerschmiedin nannte es bald Unverstand, bald Leichtsinn, bald dumme Traumhapperei, aber sie war eine viel zu kluge Frau, um es nicht im Innersten als das zu erkennen, was es in Wirklichkeit war.

Und sie wußte auch, daß ihr die Güte fehlte.

„Wo der Knecht wohl sein wird?", sagte sie, ganz unvermittelt das lange Schweigen brechend. „Rosse und Wagen werden hin sein, wie alles andere."

Ein kleiner Seufzer, der kaum merklich ein Hauchwölkchen in der kalten, trüb erleuchteten Ruinenstube verursachte. „Wird in Eger von dem Brand gehört haben und sich denken, das sei eine schöne Gelegenheit, zu Roß und Wagen zu kommen", sagte sie ein wenig bitter.

Das sonderbare Verhalten des Buben vorhin hatte sie wieder ganz um ihre gute Stimmung gebracht.

Berndl sah seine Mutter mit erschrockenen Augen an. „Dann wär' er ja ein Dieb", sagte er entsetzt.

Die Hackerschmiedin lachte. „Als ob's das nicht gäbe, du dummer Bub."

Da rasselte und polterte es über das Kugelpflaster des Stadtplatzes und Peitschengeknall und Stimmengewirr drangen herunter in die Hospitalgasse, wo die abgebrannte Hackerschmiede stand.

Mutter und Sohn spähten in den tiefen Abend hinaus. Es müsse wohl wieder eine Liebesgabenpost sein, meinte sie, die durch irgend einen Zwischenfall in die Nacht hineingekommen.

Bald darauf erscholl das Horn des Nachtwächters. Er mußte jetzt besonders fleißig seine Runde um Tirschenreuth machen, denn es lag immer noch viel bewegliche Habe ungeborgen und ungesichert im wilden Durcheinander — und, mußte man auch die Einheimnischen nicht fürchten, so doch das bömische Gesindel, das gern über die nahe Grenze kam.

„Ihr Herrn und Frauen laßt euch sagen,
der Hammer, der hat acht geschlagen",

sang er über das Trümmerfeld hin, als hinge die große Glocke, auf der der Turmwächter alle Stunden nachschlagen mußte, noch wohlgeborgen im hohen Turm der Pfarrkirche.

Aber dann sang er seinen Spruch nicht zu Ende, sondern stieß nochmals aufsehenerregend in sein Horn und verkündete feierlich: „Extrapost aus München. Der gelehrte Sprachenprofessor Schmeller, der anno 85 im Vagabundengaßl allhier von fahrenden Leuten geboren wurde, hat sich beim Kronprinzen für seine Vaterstadt verwendet. Pioniere sind zum unentgeltlichen Wiederaufbau von Tirschenreuth in Aussicht gestellt. Werden in den nächsten Tagen eintreffen."

Da geschah etwas Seltsames. Aus allen Schlupfwinkeln heraus kamen Menschen, gebeugte und trutzige, Greise und Kinder, sie umringten den Nachtwächter mit ihren Laternen und Windlichtern, die sie sorglich aus ihren Gelassen mitgenommen, und eine frische, begeisterte Knabenstimme fing an, das Königslied zu singen.

Rabenschwarz war die Nacht geworden, noch schwärzer lagen die Überreste der Stadt verkohlt und verräuchert da. Aber durch die Stadt scholl das Lied. Eine Gasse nahm es von der andern auf, ein Menschenhäuflein vom andern. Und der Nachtwächter, der doch für Ruhe sorgen sollte, sang in dieser Nacht statt seines gewönlichen Spruches immer wieder: „Heil unsern König, Heil, Lang Leben sei sein Teil".

Aus der Ruine der Hackerschmiede kam bis um die Mitternacht allemal ein Echo. Es klang hoffnungsfroh und befreit — und zweistimmig. In der Freude am Wiederaufbau der Heimat und in der Dankbarkeit gegen ihren bayerischen König war die schönste Harmonie zwischen Mutter und Sohn entstanden.

4

Der Ofensetzer-Hans hatte bald das Zeitliche gesegnet. Die Aufregung jener Unglücksnacht und die vielen Verletzungen waren zu stark für seine Kraft gewesen. Im Waldsassener Friedhof lag er begraben. Da brauchte er wegen der ständigen Fehde zwischen den zwei Städten nicht zu fürchten, daß viele Tirschenreuther seine Ruhe stören würden.

„Brennen, brennen lichterloh", war noch bis zu mletzten großen Klarwerden seines Geistes sein Wunsch für die Tirschenreuther gewesen. Dann aber, als der Tod schon durchs Zimmer geschlichen war und die Tore der Ewigkeit vor dem armen Trottel offen standen, da war vor dem vielen Licht alle Finsternis und aller Haß geschwunden.

Ein rührend klarer, flehender Blick auf den Buben, der an seinem Lager stand, um Barmherzigkeit für die, der er selber in reinstem Menschenrum Barmherzigkeit erwiesen, dann war's genug der Verkennung für ihn.

Tirschenreuth war schneller, als irgend jemand ahnen konnte, wieder aus dem Flamenngrabe auferstanden.

Die Soldaten hatten wacker geschafft und die Tirschenreuther erst recht. Manches war sogar schöner geworden, als es zuerst gewesen. Freilich nur auf den ersten Blick. Wer näher zusah, der vermißte vieles. Da waren die Fensterstöcke noch ohne Glas, dort die Türen ohne Schloß. Die Obergeschosse, die für gute Stuben und Gastzimmer Raum hatten, waren kaum notdürftig vollendet und mancher Knecht und manche Dienstmagd blieben noch Jahr und Tag nach dem großen Brande im Heu oder auf der Ofenbank der Kuchel.

Beim Hackerschmied nicht.

Zwar hatte die sparsame Hausfrau ohnehin den scheinbar flüchtig gegangenen Knecht durch keinen andern ersetzt und auch der Magd schon lange vor Lichtmeß das Wanderbuch verabreicht. Aber für diese war Ersatz gekommen. Lisbeth war die neue Magd. In der Hackerschmiede war die Schlaf-

kammer der Magd schon lange vor der des Sohnes ausgebaut.

Berndl hatte es so gewollt und als sich das bürgerliche Empfinden der Hackerschmiedin stark dagegen sträubte, zeigte sich, daß sein männliches Empfinden doch den Sieg davonzutragen wußte.

„Eine Schande wär's, Mutter, wenn die schwache Dirn in der Kälte liegen müßte. Ich ertrag's doch viel leichter."

Die Hackerschmiedin hatte im Laufe der Zeit eine Freudenquelle für sich entdeckt. Sie war etwas trübe, aber, da die klarere sich ihrem starren Sinn nicht erschlossen, war sie auch mit dieser zufrieden. Sie liebte es, sich in Gegensatz zur öffentlichen Meinung zu bringen und den Leuten ihre unbedingte Unabhängigkeit zu zeigen.

Vielleicht hätte sie auch Berndls Wunsch, daß Lisbeth als Magd aufgenommen werden sollte, gar nicht erfüllt und der ihr unbegreiflichen Ritterlichkeit ihres Buben ein rasches Ende gemacht, wenn sie nicht schon während der Bauarbeiten faules Gemunkel über „verdorbene Jugend" und „blinde Alte" gehört hätte. Jetzt erst recht! Jetzt sollte der Bub recht haben!

Auch Pater Baumann hatte die Tat gelobt als eine der besten, die seit dem Brande geschehen. Was hätte denn das arme Ding, dem keiner das Haus neu aufgebaut und das noch viele Steine ins Dunkel seiner Herkunft geschleudert bekam, ohne seinen treuen Freund und Helfer anfangen sollen, sagt er laut genug, daß die Tirschenreuther es hören konnten.

Bald darauf stellten sie den Antrag beim Bürgermeister, dem Pater Baumann sollte die Seelsorge in Tirschenreuth entzogen und er selber der Stadt verwiesen werden.

Dem Antrag wurde nicht stattgegeben, denn erstens sei er anonym, hieß es in der Zeitung, und zweitens könne man einen Mann, der so vieles für die Stadt getan, nicht kurzerhand vor die Tür setzen. Im Gegenteil, man müsse sich dankbar zeigen.

Pater Baumann schien diesmal auch gar nicht zum Gehen aufgelegt zu sein. Die Tirschenreuther hätten eine Wache wohl vonnöten, meinte er vergnügt, als ginge die ganze Hetze seiner Person gar nichts an, und bald darauf bezog er die Türmerwohnung im neu aufgebauten Turm der Pfarrkirche. Die Krähen umflatterten seine Behausung, aber die schwarzen Vögel der bösen Worte konnten ihn auf seiner sicheren Lebenshöhe niemals beunruhigen.

„Laudate Dominum omnes gentes", sang Pater Baumann bei jedem Stundenschlag den Tirschenreuthern zu. Einer hatte sich's ausbedungen, des Paters Leibbursch zu sein und ihn mit allem Nötigen zu versehen. Das geschah immer, wenn der Blasbalg in der Hackerschmiede stille stand.

Berndl sollte ein junger Meister werden. Besondere Zeiten haben ihre besonderen Gesetze. Bald nach den Lehrjahren sollte er die Gesellenzeit überspringen dürfen, wenn er imstande wäre, ein Meisterstück zu fertigen. Ein Pferdebeschlag sollte es sein, ohne Fehl und Tadel. Es war mehr, als sonst verlangt wurde, Hufeisen für ein ganzes Koppel. Die Nägel dazu in der vorgeschriebenen Stärke; drei Meister der Umgebung waren als Richter aufgestellt. Vom „Anker" herauf kamen die Gäule zum Beschlagen. Zwei Gesellen boten sich dem werdenden Meister zur Hilfeleistung an. Es waren die Hackerschmiedin und Lisbeth. Die Mutter durfte bleiben und den störrischen Gaul halten. Lisbeth wurde fortgeschickt.

Angst hat er um die Dirn, dachte die Hackerschmiedin, und fester als gewöhnlich ließ sie dem Gaul ihre Kraft fühlen. Ja, wahrhaftig, wär's nicht darum gewesen, daß die Leute nicht recht haben sollten, — um keinen Preis recht haben sollten, das Mädl hätte fort gemußt! Es war nimmer schön, wie Berndl auf die schaute.

Der Gaul stemmte sich gegen die Schläge und wollte sein Bein frei haben. Die Hackerschmiedin wuchs in ihrer Kraft. Auch sie stemmte sich und bald war's deutlich, daß der Druck ihrer eisernen Hände den Gaul übermäßig schmerzen mußte.

Im Türrahmen der russigen Schmiede stand Berndl mit hochgeschwungenen Arm und wenn ein Schlag niedersauste, dann war's wie damals, als ein anderer Bernhard vor der Esse stand.

Die Hackerschmiedin sah ihren Buben entgeistert an, eine Leidenschaft hatte sie überkommen, die wahnsinnige Leidenschaft der Eifersucht. Ihr Bub, ihr schöner Bub! Schulden und Elend und Sparen und Abbrennen und Abrackern! Und Sorgen, oh die Sorgen! Was war ihr daran gelegen? Daß sie alles für ihren Buben getan, das war jetzt auf einmal sonderbar klar für sie. Wie wenn Blitze eine dunkle Gegend beleuchteten, so war es jetzt im Hirn der Hackerschmiedin. Deutlich, aber schauerlich zugleich. Immer wilder pochte das Blut in ihren Schläfen. Mein, mein — schrie es in ihr, der Stillen, die nie einen Klagelaut über die streng geschlossenen Lippen ließ. (Fortsetzung folgt.)

FATIMA STUDENT BURSE

Langsam geht wieder ein Schuljahr zuende. Im Juni werden die Priester geweiht. Unser Priesterseminar zu Battleford sollte jedes Jahr wenigstens fünfzehn Priester in die Welt hinausschicken. Wir haben diese Priester aber nicht. Sie sind einfach nicht da. Und die Kirche ruft nach Dienern des Altars, nach Priestern für die Heimat und nach Priestern für die weiten Missionsfelder, wo Seelen leben und sterben, die auch gerne zum Kreuze hinmöchten.

Unsere Student Burse sucht nach Kraft zu helfen. Nun kann der Marienbote dank seiner guten Freunde und Wohltäter bereits einen armen Buben zum Missionspriestertum verhelfen. Diese Fatima-Student-Burse will für einen zweiten Priesterstudenten sammeln. Wer macht mit? Jede kleinste Gabe ist mit größter Freude angenommen.

Bisher eingenommen:	$94.00
Joe Brost, Cosine, Sask.	2.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	2.00
Ein Freund, Bruno, Sask.	20.00
Johannes Schulmeister, Primate, Sask.	1.00
Frau S. Zimmermann, Brandon, Man.	1.00
Anton Mastel, Regina, Sask.	1.00
Georg Graf, Humbold, Sask.	1.00
Ein Freund, Sedley, Sask.	1.00
Isidor Bonogofsky, Prelate, Sask.	1.00
Ein Freund, Goodsoil, Sask.	5.00
Emil Kolb, Bolton, Ont.	2.00
	$131.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!
*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.
*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.
Nach der hl. Messe
Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.
O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.
— 82 —
Dritte Meßandacht
Für die Verstorbenen
Meinung vor der heiligen Messe.
O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,
— 83 —

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER
CAPITAL DRY CLEANERS
1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.
CLEANING — PRESSING — REPAIRING
Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed
Country Orders are given Special Attention.

FUHRMANN & COMPANY
MEATS AND SAUSAGES
PHONE 7615 REGINA, Sask.
We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.
Corner 10th Ave. and St. John St.

GEREIN & HEALD
Barristers, Solicitors and Notaries
A. B. Gerein, B.A., LL.B.
D. V. Heald, B.A., LL.B.
401 Kerr Blk. Phone 4105

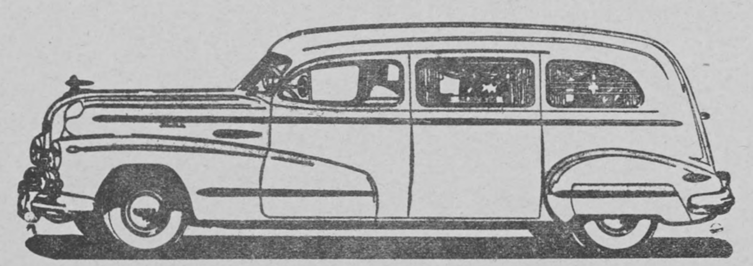
Purity Meat Market
WM. FRIEDRICH, Inhaber.
Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken und Wurst
immer frisch auf Lager
Phone 5977

MID-WEST COAL COMPANY
COAL WOOD
"Built for Service"
H. WINGERT, Prop.
Burn GLO-COAL
—Best by Test
Office 5166 - Phone Residence 29029

WESTERN CANADA'S FAVOURITE CLOTHES FOR MEN


"Ware's Wares Wear Well"
1719 Scarth St. —:— REGINA

Burns Hanley Co.
announces the
Opening of a branch store
located at
120-3rd Avenue, North,
SASKATOON, Sask.
Full line of church supplies.

SPEERS AMBULANCE
PHONE 23232

PHONE 4433
DAY AND NIGHT SERVICE